Die junge Hausfrau

vor der Toilette, am Näh- und Putzmachertisch, als Wirthschafterin und Bewirtherin.

Ein Taschenbuch,

welches Anleitung zu allen Gegenständen des Putzes und der Mode ertheilt, namentlich zur Selbstverfertigung der Hüte, Aufsätze, Hauben, Kragen, Schnürleiber, Handschuhe, der Haargeflechte und zur Frisirkunst, zu der Kunst, sich geschmackvoll zu kleiden, zu der körperlichen und moralischen Anstandslehre, zu den bewährtesten Künsten der Toilette und den besten Vorschrifen zur Erhaltung und Wiederherstellung der Schönheit,

ingleichen zur zweckmäßigsten Einrichtung des Hauses, zur Abtheilung und Meublirung der Zimmer, zur Wirthschaftsführung, Bewirthung, Empfang und Unterhaltung der Gäste, zur Anordnung von Gastmahlen und Cirkeln, zu einem weisen und beglückenden Betragen gegen den Gemahl, die Kinder und die Dienerschaft, so wie zu vielen andern nützlichen und vertraulichen Gegenständen

von

Charlotte L**.*,

Verfasserin des Handbüchleins für junge Damen.

Nebst 19 Abbildungen.

Ilmenau 1827.

Druck und Verlag von Bernh. Fr. Voigt.

Vorrede.

Auch zu diesem Werkchen, wie zu dem früher herausgegebenen Handbüchlein für junge Damen, gab das Manuel des Dames von Madame Celnart, so wie das gleichzeitig erschienene Manuel de la jeune femme von der Gräfin Clémence de G... Veranlassung, obwohl ich mich an keines von beiden ganz gehalten, und namentlich aus dem zweiten, dessen eine Hälfte nur von der Kochkunst handelt, fast nichts genommen.

Dem Inhalte des Büchleins gemäß glaubte ich dasselbe in vier Abschnitte theilen zu müssen, die, wie heterogen sie immer scheinen mögen, doch keine Regeln enthalten, deren Aus-

übung sich nicht recht gut miteinander vertrüge. Wenn gleich die erste Abtheilung nur die Erhaltung der Schönheit zum Zwecke zu haben scheint, so dienen die deshalb vorgeschriebenen Regeln eben sowohl zur Gesundheit, der jene allezeit untergeordnet worden, auch wird mir hoffentlich Niemand den Vorwurf machen, daß ich hierüber, wie über die Kunst sich zu kleiden, mehr gesagt, als einer wohlerzogenen Frau zu wissen nöthig ist.

Die zweite Abtheilung bildet gewissermaßen einen Anhang zu einem früheren, schon oben angeführten Handbüchlein, oder Encyclopädie der vorzüglichsten weiblichen Kunstarbeiten, und ich hoffe, so kurz und dürftig die darin gegebenen Anweisungen auch sind, doch mancher Frau damit einen kleinen Dienst geleistet zu haben.

Die dritte Abtheilung handelt schon, wenigstens dem Anschein nach, von ernsteren Gegenständen, indeß wird man leicht wahrneh-

men, daß auch die beiden ersteren in demselben Geiste geschrieben worden. Man erlaube mir, um die Hauptrichtschnur anzugeben, die mir stets dabei vor Augen lag, eine Stelle aus Fenelons Erziehung der Töchter mitzutheilen.

„Reinlichkeit, Ordnung und Sorgfalt gehören zu den Grundpfeilern der wahren Sparsamkeit. Leidet nichts Schmutziges noch Unordentliches; nichts trägt mehr zur Sparsamkeit und Reinlichkeit bei, als stets alles an seinem Platze zu halten. Diese Regel scheint fast nichts; sie würde aber weit führen, wenn man sie recht beobachtete. Braucht man etwas, so verliert man keinen Augenblick, um es zu suchen; es giebt weder Unruhe, noch Streit, noch Verwirrung, sobald man es braucht; man hat es gleich unter der Hand, und hat man sich dessen bedient, so legt man es gleich wieder dahin, wo man es hergenommen."

„Diese schöne Ordnung macht einen Haupttheil der Reinlichkeit aus: gerade diese genaue Anordnung fällt am meisten in die Augen. Ueberdies wird, da die Stelle, die man einer Sache giebt, die ist, die sich am besten für sie schickt, nicht blos des guten Ansehens halber, sondern auch zu ihrer Erhaltung, diese Sache da auch weniger abgenutzt als anderswo. Der Geist der Ordnung, der zum Aufräumen antreibt, erhält auch die Reinlichkeit und fügt zu diesen Vorzügen noch den, daß er der Dienerschaft den Geist der Trägheit und Unordnung benimmt."

Die vierte Abtheilung wird in Rücksicht auf das Ernste des Gegenstandes, hoffentlich keiner meiner Leserinnen zu lang scheinen, und gern hätte ich diese, besonders die letzten Kapitel, die von der Erziehung der Kinder handeln, weiter ausgeführt, hätte ich nicht fürchteu müssen, nur zu wiederholen, was schon hundert-

mal zuvor und besser gesagt worden, und dadurch die Unterrichteteren unter meinen Leserinnen zu ermüden.

Den Lehrerton, der im Ganzen herrscht, bitte ich mir zu verzeihen; es ist dies eine Gewohnheit, die sich nicht leicht wieder ablegen läßt, wenn man sie einmal angenommen; auch bedarf es bei einer Schrift dieser Art keines blühenden Styls, auf den ich keinesweges Anspruch mache noch machen kann.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Die Hausfrau am Putztische.

Seite

Einleitung 1

Erstes Kapitel.

Von Erhaltung der Haare und dem Frisiren 4

Zweites Kapitel.

Von Erhaltung der Zähne 26

Drittes Kapitel.

Von Erhaltung der Haut 35

Viertes Kapitel.

Von kleinen körperlichen Mängeln und von Gewohnheiten, die der Gesundheit und Schönheit zuträglich sind ꝛc. 45

Fünftes Kapitel.

Von der Ordnung und Reinlichkeit am Putztische 63

Seite

Sechstes Kapitel.

Von der Wahl der Kleider 75

Siebentes Kapitel.

Von der äußern Haltung 97

Zweite Abtheilung.

Die Hausfrau am Nähtische.

Achtes Kapitel.

Verfertigung der Corsets oder Schnürleiber 106

Neuntes Kapitel.

Verfertigung und Waschen der Handschuhe 116

Zehntes Kapitel.

Vom Putzmachen 123

Eilftes Kapitel.

Benutzung der aus der Mode gekommenen Sachen, so wie über Mode und Ersparniß überhaupt 147

Zwölftes Kapitel.

Vom Waschen und Reinigen der Flecken . . 158

Dritte Abtheilung.

Die Hausfrau als Wirthschafterin und Bewirtherin.

Seite

Dreizehntes Kapitel.

Einrichtung der Wohnung 170

Vierzehntes Kapitel.

Erhaltung der Ordnung und Reinlichkeit . . 194

Funfzehntes Kapitel.

Von der Dienerschaft 201

Sechszehntes Kapitel.

Von Berechnung der Einnahme und Ausgabe und richtiger Eintheilung derselben . . 222

Siebenzehntes Kapitel.

Von Empfang und Bewirthung der Gäste . 231

Vierte Abtheilung.

Die Hausfrau als Gattin und Mutter.

Achtzehntes Kapitel.

Von dem Benehmen der Frau gegen den Mann 253

Neunzehntes Kapitel.

Von der physischen Erziehung der Kinder . . 266

Zwanzigstes Kapitel.

Von der sittlichen Erziehung der Kinder . . 280

Erste Abtheilung.

Die Hausfrau am Putztische.

Einleitung.

Es ist schon so viel für und wider den allen Frauen gemeinschaftlichen Wunsch, zu gefallen, gesagt worden, und zwar unter vielem leeren Geschwätz oder nichtssagenden Deklamationen auch so manches verständige Wort, daß wir uns billig enthalten, hier weitläufig zu erörtern, ob jener Wunsch an sich lobens- oder tadelnswerth sey. In der That gehört wenig Nachdenken dazu, um sich zu überzeugen, daß wenn jene Koketterie, die nur danach strebt, alle Augen zu blenden, andere Frauen zu verdunkeln und allein die Aufmerksamkeit und Huldigungen Aller auf sich zu locken, das verächtliche Kind eines niedrigen, selbstischen Charakters ist, dagegen der Wunsch auf Nieman-

den einen unangenehmen Eindruck zu machen und unsern nächsten Umgebungen, besonders dem Mann, dem wir unser Leben gewidmet, nicht blos ein Gegenstand kalter Achtung zu seyn, sondern ihm in jedem Augenblick nur in einem gefälligen Aeußern zu erscheinen, zu den Beweisen eines liebenden und liebenswerthen Gemüths gehört. Auch das bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß es allerdings wichtigere Pflichten giebt, die der Mutter, der Krankenpflegerin, der Hausfrau; daß ferner das sorgfältigste und gefälligste Aeußere den gänzlichen Mangel eines gebildeten Geistes nur auf eine kurze Zeit zu verdecken vermag; daß aber dennoch nichts uns der Pflege unsers Aeußern ganz entziehen soll. Ueber diesen Punkt wird keine nur einigermaßen verständige Frau in Zweifel seyn und glauben, eine gebildete, geistreiche Unterhaltung könne Nachlässigkeit oder gar Unreinlichkeit entschuldigen und übersehen lassen, so wie auch die thätigste, arbeitsamste Hausfrau, wenn sie wahrhaft verständig ist, gewiß noch so viel Zeit finden wird, um wenigstens nicht zurückstoßend zu erscheinen.

Einen sehr bedeutenden Unterschied im Aeußern werden natürlich die Verhältnisse, in denen man lebt, hervorbringen müssen. Ohne der unzähligen Mannichfaltigkeit des Damenputzes zu gedenken, wird selbst bei dem einfachsten Hauskleide nie völlige Gleichheit statt finden können; denn die Hausfrau, die durch geringe Einkünfte oder andere Verhältnisse genöthigt ist, den größten Theil der Arbeit selbst zu verrichten, kann unmöglich in dem schneeweißen Anzuge erscheinen, der von einer Dame, deren ganze häusliche Beschäftigung im Herausgeben und Anordnen besteht, mit Recht zu erwarten ist. Eben so kann man von den Frauen, die ganz oder fast ohne alle Hülfe die Küche selbst besorgen müssen, nicht so weiße und zarte Hände erwarten, als von denen, die ihre Finger fast nur zu feinen weiblichen Arbeiten u. dgl. in Bewegung setzen; alle aber können und sollen nicht nur an ihrem Körper, sondern auch in ihrem Anzug, die wesentlichsten Punkte der Reinlichkeit stets beobachten und diese ist die Seele aller Mittel zur Verschönerung, so wie der Gesundheit.

Erstes Kapitel.

Von Erhaltung der Haare und dem Frisiren.

Die Natur unterstützen, ohne ihr Zwang auflegen zu wollen, darin besteht die ganze Kunst der Toilette. Dies gilt ganz vorzüglich von den Haaren, diesem so natürlichen und kostbaren Schmuck. Man kann sie mit geringer Mühe erhalten und vor Unfällen bewahren, aber ihren Verlust ersetzen, ist langwierig und schwer, oft auch ganz unmöglich.

Reinlichkeit ist auch hier die Hauptsache. In jedem Falle ist es nöthig, sich alle Morgen die Haare erst mit einem weiteren, dann mit einem engeren Kamme auszukämmen. Ohne den letzteren würden sie nicht gehörig glatt werden, und ersterer ist wenigstens bei starkem Haarwuchs unerläßlich nothwendig, weil man sich ohne dies durch starkes Zausen unnöthige Schmerzen verursachen, auch wohl Haare ausraufen würde. Bei sehr starkem und langem Haar thut man auch wohl, es in zwei Hälften zu theilen, erst die eine

Hälfte zu kämmen und diese dann, während man sich mit der andern beschäftigt, nach vorn über die Schultern herabhängen zu lassen, um es nicht wieder zu verwirren. Läßt man sich es kämmen, so kann es auch in drei Abtheilungen getheilt werden, wodurch das Auskämmen um so leichter von Statten geht. Nach dem Auskämmen bürste man es mit einer sehr weichen Haarbürste. Auch des feinen elfenbeinernen Kammes muß man sich zuweilen bedienen; bei fettigen Haaren alle 4 bis 8 Tage, bei trocknen nur alle 14 Tage oder drei Wochen; bei denen aber, die voll kleiner hautiger Schuppen sind, muß es alle Tage geschehen.

Will man seine Haare erhalten, so hüte man sich, so viel immer möglich, sie mit einem heißen Eisen zu brennen. Auch das sogenannte Toupiren oder Aufkräuseln mit dem Kamme ist ihnen schädlich, weil man nachher beim Auskämmen es fast nicht vermeiden kann, von diesen so sehr verworrenen Haaren einige auszureißen; indeß gestattet die Mode oft nicht, uns beiden schädlichen Dingen ganz zu entziehen. Wenn man die Haare zusammenbindet, so hüte man sich, sie zu fest zu binden;

des Kopfschmerzes nicht einmal zu gedenken, den dies leicht verursachen kann, schadet es den Haaren. Auch darf das Band oder die Schnur zum Binden nicht aus Wolle bestehen, weil diese die Haare durchreibt. Ehe man sie bindet, muß man sie auch sehr glatt gekämmt haben, und sich dann hüten, die Spitzen einiger Haare mit zu binden oder sie mit der Schnur herumzuziehen, weil es sonst nicht glatt wird, und diese eingebundenen Haare auch ausgerauft würden. Stählerne Kämme sind gleichfalls schädlich, so wie man auch, wenn von einem Horn- oder Schildpattkamm ein Zahn abgebrochen ist, denselben wieder spitzen lassen muß, weil der abgebrochene Zahn die Haare beim Einstecken zerreißt.

Wenn am Tage die Haare nicht schon geflochten waren, so flechte man sie Abends vor dem Schlafengehen, nachdem man zuvor das ganze Lockengebäude aufgelöst und alle Haarnadeln herausgenommen. Waren sie aber geflochten, so löse man wenigstens das Band, das sie zusammenhielt, weil man sonst Kopfschmerz zu erwarten hat. Nichts schadet den Haaren mehr, als wenn sie in

der Nacht nicht geflochten sind; überdies ist es höchst unreinlich und lästig für die Schläferin selbst, da sie gewöhnlich die Mütze verlieren wird und ihr dann das Haar über dem Gesichte hängt. Im alltäglichen Leben wird freilich nicht leicht eine junge Dame sich diese Nachlässigkeit zu Schulden kommen lassen; aber auch selbst bei später Rückkehr vom Balle darf man sich dieselbe nicht erlauben.

Nach einem Balle, oder wenn sonst viel Staub auf die Haare gefallen ist, wische man sie, nachdem man sie auseinander geschüttelt, mit einem trocknen Tuche ab und kämme sie gleich den andern Tag mit dem elfenbeinernen Kamme. Frauen, die sich mit dem Kochen beschäftigen, thun wohl, ein Häubchen dabei zu tragen, weil der Rauch dem Haar die schöne Farbe benimmt. Ueberdies kann nur gar zu leicht, wenn man bei nicht ganz glattem Kopfe sich über das zu Bereitende hinbeugt, ein Haar hineinkommen. Aus diesem Grunde sollte man auch nie einer Köchin gestatten, im bloßen Kopfe zu gehen.

Bei kaltem und feuchtem Wetter drücke man

die Haare zuweilen mit einem warmen Tuche; dasselbe thue man auch im Sommer, wenn man stark geschwitzt hat, dann aber nur mit einem ungewärmten.

Damit die Haare nicht an den Spitzen sich spalten oder eine blässere Farbe bekommen, schneide man alle 14 Tage oder 3 Wochen etwa einen halben Zoll breit von der Länge ab, was sehr bald ersetzt seyn wird. Hat man dies lange versäumt, so thut man wohl, noch viel mehr von der Länge aufzuopfern, sollte es auch bis auf 2 oder 3 Zoll seyn; denn dadurch allein hilft man dem Uebelstande der verschiedenen Farben ab, so wie dem, daß die Haare am Kopfe stark anfangen, weiter unten aber einem dünnen Rattenschwänzchen gleichen. Bei den vorderen, zu Locken bestimmten Haaren, muß dies jedoch mit größerer Sorgfalt gemacht werden.

Zu diesen nehme man alle Haare vom Haarwuchs auf der Stirne an, bis etwa 3 Zoll weit nach hinten, ziehe eine recht gerade Linie von einem Ohr zum andern, kämme alle die vor dieser Linie befindlichen Haare nach vorn, die andern

nach hinten. Hierauf theile man die vordern Haare wieder durch eine senkrechte Linie, kämme die Haare rechts und links hinüber und mache dann aus jeder Hälfte so viel Locken, als man für gut befindet, die man jede einzeln verschneidet. Gewöhnlich pflegt man zwei Reihen Locken zu haben, die eine von den vordersten Haaren, die andere von den zunächst dahinter befindlichen. Diese Locken dürfen nicht gerade verschnitten seyn, sondern ganz einzeln und schräg zulaufend, so daß jede Locke unten eine Spitze bildet; versäumt man dies, so hält sich das Krause der Locke nicht. Ueber die Länge der Locken läßt sich nichts bestimmen, das kommt auf Mode, Geschmack, ja selbst auf die Art der Haare an. Daß die hintere Lockenreihe nicht so weit hinunter reichen darf, als die vordere, noch die oben auf der Stirn so weit, als die unten am Ohre, versteht sich von selbst.

Diese Locken nun müssen ebenfalls jeden Abend vor dem Schlafengehen sorgfältig aufgewickelt werden, und zwar ist es gut, in der Mitte der Stirn bei der vordersten Reihe anzufangen. Man kann diese Locken entweder mit Haarnadeln oder

mit Papier aufwickeln, doch müssen die Haarnadeln sehr kurz und das Papier darf nicht zu hart und steif seyn. Auch muß man jede Locke sorgfältig von der andern sondern und sie auskämmen, ehe man sie aufrollt. Wenn eine oder die andere von den Locken nicht gut die Form annimmt, die man ihr geben will, so muß man Nachts ein breites Band über dieselben um den Kopf binden, wodurch sie fest gehalten werden. Will man, nachdem die Locken schon Morgens in Ordnung gebracht waren, noch Abends in Gesellschaft gehen, so thut man wohl, da sie dann unmöglich noch in gutem Stande seyn können, sie einige Stunden zuvor wieder aufzurollen. Da aber dies viel Mühe macht und Zeit kostet, auch wohl zuweilen zwingen könnte, zu dem so schädlichen Brenneisen seine Zuflucht zu nehmen, so ist es besser, an solchen Tagen seidene Locken über die aufgerollten Haare zu tragen, damit diese erst am Abend gemacht werden können.

Was nun die oft so sehr gepriesenen Oele und Pommaden betrifft, so sind diese zwar hie und da recht brauchbar, größtentheils aber zur

Erhaltung und Verschönerung der Haare nur unbedeutende Nebensachen, oft sogar schädlich. Be dem Gebrauch der feinen Pommade oder des leicht parfümirten Haaröls muß man auch noch auf die Jahreszeit achten. Im Winter ist das Oel besser, als die Pommade, weil die alsdann trockneren und steiferen Haare durch eine etwas fettige Flüssigkeit geschmeidiger gemacht werden müssen. Im Sommer hingegen, wo die Haare oft vom Schweiße naß werden, ist die Pommade besser, und bei sehr fettigen Haaren auch diese überflüssig. Bei feuchtem, regnichten Wetter schaden Oel und Pommade, besonders wenn man sie in großer Menge anwendet, weil die Haare dann gar nicht kraus bleiben. Manche befeuchten alsdann die Locken mit Wasser, in welchem arabisches Gummi aufgelöst worden; man muß aber in diesem Falle die Locke gleich darauf kämmen, sie einigemal durch die wieder getrockneten Finger ziehen und dann noch ein wenig Pommade daran bringen. Da dies viel Zeit kostet, so thun diejenigen, die nicht so viel auf ihren Putz verwenden mögen, wohl, bei feuchtem Wetter seidene Locken zu tragen.

Es versteht sich von selbst, daß dieses nur da anwendbar ist, wo man nicht in großem Putze zu erscheinen braucht, zu Hause, unter einer Haube oder einem einfachen Hute, so wie auch, daß die darunter aufgerollten Locken nicht mit Papier, sondern mit Haarnadeln befestigt seyn müssen, weil das Papier durch die seidenen Locken durchschimmern würde.

Auch auf die Natur der Haare kommt es sehr bei Anwendung der Pommaden und Oele an, ja sogar weit mehr noch, als auf die Jahrszeit. Trockene, starre Haare, die sich leicht sträuben, bedürfen des Oels und zwar in großer Menge; feine, weiche Haare wollen kein Oel und nur wenig Pommade; dahingegen die sehr fetten und glatt herunter hängenden Haare nicht nur weder Oel noch Pommade ertragen, sondern auch oft mit Seifenwasser gewaschen werden müssen.

Das Verfahren dabei ist folgendes: Man gieße etwa eine halbe Tasse voll lauwarmes Wasser in eine Unterschale, rühre mit Waschseife darin bis es schäumt, tauche mit einem Schwamme ein und wasche mit demselben ein Zöpfchen von

den Haaren nach dem andern auf allen Seiten. Wird während der Operation das Wasser kalt, so gieße man etwas heißes dazu, damit es immer lau bleibe. Wenn die Haare recht gewaschen sind, trocknet man sie sorgfältig mit warmen Tüchern ab; im Sommer braucht man indeß die Tücher nicht zu wärmen, so wie auch das Wasser nur von der Sonne ein wenig erwärmt zu seyn braucht. Je weniger fett die Haare sind, je seltener muß auch dieses Waschen vorgenommen werden.

Man hüte sich, statt der Seife künstliche Wasser, als Kölner Wasser, Lavendelwasser u. dergl. zu nehmen. Diese machen die Haare steif und befördern das Ausfallen derselben. Dagegen kann man den Haaren die zu große Fettigkeit leicht dadurch benehmen, daß man sie mit Eidotter befeuchtet und dann mit dem elfenbeinernen Kamme kämmt. Nur dann bediene man sich des Branntweins, wenn der Kamm den Kopf gedrückt hat; man kann alsdann die Stelle mit einem in Branntwein getauchten Schwamm oder Läppchen betupfen, was einen augenblicklichen Schmerz verursacht, der aber gleich wieder vorübergeht, so wie man auch,

um das Wachsen kurzer Haare zu befördern, sich den Kopf mit Branntwein waschen kann.

Selbst bei Krankheiten und in Wochenbetten ist es nöthig, sobald die Kräfte nur gestatten, sich so viel, als dazu nöthig ist, aufzurichten, sich täglich die Haare auskämmen und frisch flechten zu lassen. Früher glaubte man, daß Wöchnerinnen sich nicht vor dem neunten Tage kämmen lassen dürften, wenn sie nicht ihre Haare verlieren wollten; doch ist es jetzt erwiesen, daß die durch das Nichtkämmen gehinderte Ausdünstung nicht allein den Haaren nachtheiliger ist, sondern auch noch oft Kopfschmerz veranlaßt.

Was man auch immer zum Glatterhalten der Haare anwenden mag, Pommade oder Oel, so hüte man sich, zu stark riechende zu nehmen, als Moschus, Ambra, Tuberosen, Orangenöl u. dgl. Häufige Kopfschmerzen und geschwächte Nerven würden die unausbleibliche Folge davon seyn. Man glaube auch ja nicht, daß irgend eine derselben wirklich zur Verschönerung der Haare sonderlich beiträgt, wie sehr sie auch immer angepriesen werden mag; die Natur läßt sich durch

Künstleleien nicht zwingen. Besonders wenn man viel verbraucht, bediene man sich ja nur der mildesten Parfüms, als Rosen, Heliotrop, Reseda u. s. w. Wendet man sie nur in ganz geringer Quantität an, so kann man sie schon etwas stärker nehmen; jener oben genannten stärksten aber enthalte man sich ganz. Im Sommer halte man sie kühl, weil sie sonst flüssig und sogar leicht ranzig werden.

Man kann sich auch seine Pommade selbst auf folgende Weise verfertigen. Man nehme etwas Rindsmark, weiche es drei Tage lang in Wasser, das jeden Tag wieder frisch genommen werden muß. Dann schmelze man es und schlage es nun so lange mit einem Quirl oder Löffel, bis es fast kalt geworden ist, gieße hierauf ein wenig von dem wohlriechenden Oele dazu, dessen man sich dabei bedienen will, schlage es noch ein wenig, damit es durcheinander komme und thue es in das dazu bestimmte Gefäß. *)

*) Andere Vorschriften zu Pommaden, so wie eine Menge Toilettenrezepte überhaupt, findet man in der Kunst zu gefallen und zu fesseln, Ilmenau bei B. F. Voigt.

Zuweilen wachsen die Haare auf eine höchst unangenehme Weise auf der Stirn herunter, wo sie vorn eine Spitze bilden, oder auch wohl wie ein Backenbart an beiden Ohren, oder weit an dem Nacken herunter laufen. Schneidet man diese Haare ab, so wachsen sie nur um so stärker wieder und alle hochgepriesenen Mittel, sie zu vertreiben, helfen, wenn sie nicht gar schädlich auf die Haut wirken, nur auf kurze Zeit. Uebrigens enthalten alle diejenigen Mittel, bei denen die Haare wirklich für den Augenblick ausgehen, so viel ätzende und giftige Theile, daß man sie nur mit der höchsten Vorsicht anwenden muß. Selbst das von den Türkinnen angewandte Rusma, so wie das berühmte Pariser Pulver zum Verhindern des Haarwuchses, (crême parisienne épilatoire) bestehen großentheils aus Operment. Will man es indeß durchaus anwenden, so nehme man so wenig als möglich in eine Untertasse, gieße einige Tropfen Wasser darauf, rühre es zu einem festen Brei und lege es auf die Stelle, die man von den Haaren befreien will. Nach 5, höchstens 8 Minuten nehme man es wieder herunter, nach-

dem es mit lauwarmem Wasser angefeuchtet worden, und wasche dann die Stelle mit einem in lauwarmes Wasser getauchten Schwamm, doch ohne zu reiben. Erst nach 24 Stunden darf das Experiment wiederholt werden, weil sonst die Haut zu sehr angegriffen wird. Man kann auch einige Zeit nachher Nachts ein wollenes Band über die Stelle tragen, damit es die wieder keimenden Haare gleich zerstöre, doch muß die Wolle nur diese Stelle berühren, weil sie sonst auch den andern Haaren schaden würde. Wo durch überflüssigen Haarwuchs keine wirkliche Verunstaltung erzeugt wird, was denn doch höchst selten der Fall ist, würde ich immer rathen, sich dem kleinen Uebel geduldig zu unterwerfen.

Was nun das Ausfallen der Haare betrifft, so habe ich schon oben erwähnt, daß es gut ist, in Krankheiten, selbst in Wochenbetten, sich die Haare täglich auskämmen zu lassen, wodurch man meistens diesem Uebel entgehen wird. Nach geschehenem Auskämmen reibe man den Kopf ein wenig mit einem warmen Tuche und setze dann gleich wieder die Mütze auf. In gefährlichen

Fällen, wo das Aufrichten im Bette tödtliche Erkältungen zur Folge haben könnte, wird man natürlich lieber das Haar, als die Gesundheit aufopfern. Auch die große Hitze ist dem Haar sehr nachtheilig; man muß alsdann vorzüglich oft die Spitzen abschneiden und die fettigen Haare öfter mit Seife waschen.

Wenn, ungeachtet aller Vorsicht, das Haar dennoch fortwährend ausgeht und immer dünner wird, so ist das sicherste Gegenmittel, es ganz aufzuopfern, d. h. es kurz oder gar dicht am Kopfe abzuschneiden. Thut man dies nicht, so werden weder Pommaden noch Oele den vorigen Haarwuchs wieder ersetzen; nach dem Abschneiden aber kann man sicher darauf rechnen, in einigen Jahren viel stärkeres und schöneres Haar, als zuvor, zu haben. Im Winter möchte indeß diese Operation leicht schlimme Erkältungen zur Folge haben, und in jedem Falle wenigstens müßte man, selbst in der wärmsten Zeit, den Kopf entweder mit einer ordentlichen Haarperücke oder doch keiner zu dünnen Haube bedecken. Das schnellere Wachsen der jungen Haare befördert man dadurch,

daß man Abends vor dem Schlafengehen den Kopf mit Branntwein und Seife wäscht und ein wenig reibt. Man kann hiermit ziemlich lange fortfahren und wenn die Haare länger werden, sie auseinander schieben, damit der Branntwein an die Wurzel komme. Später geht das freilich nicht mehr, theils weil es zu viel Mühe machen würde, den Kopf gehörig wieder zu trocknen, theils auch, weil die Haare sonst zu starr werden. Man hüte sich indeß ja, diese jungen Haare mit dem Brenneisen zu kräuseln, sondern trage, so lange man sie noch nicht flechten kann, fortwährend falsche Haare oder eine Haube.

Es giebt indeß auch Fälle, wo die ausgehenden Haare durch keine nachwachsenden wieder ersetzt werden und dann bleibt nichts anders übrig, als für immer eine Perücke zu tragen. Eben so wenig ist gegen das Verfärben der Haare zu brauchen. Wenn Krankheit oder Alter dies herbeiführen, so muß man sich darein ergeben. Zu hellblonde oder hellröthliche werden durch öfteres Abschneiden dunkler, oft sogar recht schön hellbraun; zugleich werden, wie schon gesagt, die Haare da-

durch stärker, obwohl aber auch etwas rauher. Bei den bestimmt rothen Haaren aber helfen alle Mittel zu nichts. Freilich giebt es mancherlei Mittel, sie zu färben, doch dauert dies immer nur auf kurze Zeit; man muß also dieselbe lästige Operation zuweilen wiederholen und wird dabei ungewöhnlich viel Wäsche, Kragen, Hüte und Hauben beschmutzen. Will man sich dennoch dieser Beschwerde unterwerfen, so wähle man nur keins von den der Gesundheit schädlichen Mitteln. Cypressenlaub z. B. in Weinessiig zerquetscht, soll recht schön schwarz färben und ist ganz unschädlich.

Hinsichtlich der Haare bleibt uns nun noch übrig, einige Winke über das Frisiren zu geben, das jetzt kein so beschwerliches Geschäft mehr ist, als im vorigen Jahrhunderte, wo es fast unmöglich war, ohne fremde Hülfe ein so gewaltiges Gebäude aufzuthürmen. In jedem Falle ist es räthlich, selbst für diejenigen, die sich immer fremder Hülfe bedienen könnten, sich die nöthigsten Handgriffe dabei zu eigen zu machen, da man sich außerdem oft in höchst unangenehmen Verlegenheiten befinden kann.

Schon oben ist von dem Zuschneiden und Aufwickeln der Locken die Rede gewesen; sind diese Morgens nicht mehr in gehöriger Ordnung, so muß man diese vor allen Dingen wieder frisch aufwickeln. Die hinteren Haare faßt man, nachdem man sie mit dem weiten Kamme gehörig entwirrt hat, alle zusammen auf dem Scheitel in der linken Hand, kämmt dann mit dem gewöhnlichen Frisirkamme rings um den Kopf herum, wobei man die Haare nach vorn herunterhangen läßt und sich stark bückt. Die linke Hand darf sich dabei immer nur nach derjenigen Seite ein wenig öffnen, wo man mit dem Kamme streicht, und gleich darauf wieder fest halten. Sobald der Kopf rings herum glatt ist, dreht man entweder die Haare ein wenig und steckt dann den Kamm ein, oder man bindet sie mit einer seidenen oder leinenen schwarzen oder braunen Schnur, die etwa eine halbe Elle lang ist und wobei man das eine Ende zwischen dem dritten und vierten Finger der linken Hand faßt, indeß die rechte Hand die Schnur einigemal umwindet und sie fest anzieht, worauf man beide Enden bindet. Die jetzige Mode, die

sogenannten Apolloschleifen, werden folgenderma=ßen verfertigt: man kämmt die Haare, nachdem sie gebunden sind, recht glatt nach der linken Seite vorwärts über die linke Hand, die man so hält, daß der kleine Finger sich auf den Kopf stützt. Wenn die Haare so unter dem kleinen Finger wieder nach hinten zurückfallen, faßt man den Kamm mit der rechten und steckt die erste Schleife fest, worauf man die zweite Schleife auf der rech=ten Seite entweder mit Haarnadeln feststeckt oder den Kamm wieder ein wenig heraushebt und sie ebenfalls mit demselben faßt. Sind die Haare noch lang genug, so macht man eine dritte Schleife in der Mitte zwischen den beiden andern, doch wird diese letzte nach hinten zu gebogen und das Ende der Haare dann sorgfältig unter den Schlei=fen mit Haarnadeln festgesteckt. So lange die Haare noch nicht lang genug sind, um mehr als eine Schleife zu bilden, pflegt man sich falscher Haare zu den zwei Seitenschleifen zu bedienen. In den Zwischenraum einer jeden, auch wohl zu beiden Seiten derselben und hinten, wo die Haare zusammengebunden sind, befestigt man eine Band=

schleife, entweder in gleicher Farbe mit den Haaren oder auch etwas dunkler.

Was die vorderen Locken betrifft, so kämmt man sie erst noch einmal aus, nachdem man sie aufgerollt hat, toupirt sie ein wenig mit dem engen Ende des Frisirkammes und rollt sie dann über beide Zeigefinger auf, worauf man sie mit einer oder mehreren Haarnadeln feststeckt und an beiden Enden ein wenig hinüberzieht, um ihnen eine hübschere Form zu geben. Man schreitet dabei von der Mitte des Kopfes nach dem Ohre zu fort. Sobald alle fertig sind, steckt man noch die Seitenkämme ein, um sie zusammen zu halten, so wie einen ähnlichen und längern im Nacken von unten herauf. Die früheren herabhängenden Locken, die man auch noch hie und da anwendet, wurden auf gleiche Weise gemacht, nur daß man nicht jede einzeln feststeckte, noch sie vorher toupirte.

Von den früheren Moden will ich nur einige erwähnen. Eine sehr gewöhnliche war der Chignon, wobei man die Haare erst band, dann recht glatt nach vorn kämmte, sie mit einem breiten

Kamm von unten auffaßte und denselben so feststeckte, daß die Haare ihn ganz bedeckten. Bei dünnem, aber langem Haar umwickelte man auch wohl den Kamm einigemal mit den Haaren, wodurch es stärker aussah. Dies ist noch jetzt nicht ganz ungewöhnlich. Bei einer andern Art von Chignon, die früher einmal Mode war, wurden die Haare erst wie gewöhnlich gebunden, dann befestigte man da, wo die vorderen Locken angehen, eine Wulst von schwarzem Krepp mit Baumwolle oder Pferdehaaren ausgestopft, was mit zwei Haarnadeln auf jeder Seite leicht zu machen war; hirauf kämmte man die Haare nach vorn, nachdem man auf beiden Seiten so viel davon genommen, um eine oder zwei kleine Flechten zu machen, die man einstweilen hängen ließ. Die glatt gekämmten Haare wurden über der Wulst mit Haarnadeln befestigt, dann wieder zurückgekämmt und abermals festgesteckt. Waren sie dann noch lang genug, um noch einmal bis zur Wulst hinzureichen, so theilte man sie in zwei Hälften, die man von beiden Seiten vorführte und dort befestigte, worauf dann die Seitenflechten dazu dienten, den Chignon ganz zu umwinden.

Mehr hierüber zu sagen, scheint mir überflüssig, da es denen, die eine Art Frisur leicht zu Stande bringen können, nicht schwer werden kann, auch andere nachzuahmen. Nur das füge ich noch hinzu, daß bloße Flechten dem Haarwuchse unter allen Frisuren am vortheilhaftesten sind, dahingegen die langen hängenden Locken, die man an den hinteren Haaren fast nie anders, als durch Brennen zu Stande bringt, ihm sehr schaden. Von der zweisträngigen oder sogenannten russischen Flechte möchte dies indeß nicht gelten, da diese schwer wieder auszukämmen ist und man oft einige Haare dabei ausrauft. Da sie aber vorzüglich hübsch aussieht, so ist sie dennoch oft angewandt worden. Man theilt zu dieser Flechte die Haare nur in zwei Theile, nimmt von jedem wechselsweise an der äußeren Seite ein wenig Haare und legt sie zu der andern Seite hinüber, so daß diese kleinen Zöpfchen einander durchkreuzen. Auf diese Weise fährt man fort, immer von der äußeren Seite ein Zöpfchen nach der andern Seite hinüber zu legen bis hinunter; doch muß es sorgfältig und glatt gemacht werden, und man muß

öfters die Haare noch einmal mit der rechten Hand durchkämmen, während man mit der linken die Flechte hält.

Noch möchte es nöthig seyn, zu bemerken, daß man sich nie die Haare machen muß, nachdem man geschnürt ist, weil man nicht allein viel mehr Mühe dabei haben würde, sondern auch das Aufheben der Arme und Bücken theils kaum möglich wäre, theils auch nachtheilige Folgen haben könnte.

Zweites Kapitel.

Von Erhaltung der Zähne.

Noch größere Sorgfalt wende man auf die Zähne, da diese für die Gesundheit so wesentlich als für die Schönheit sind; denn wie gesund, wie wohl man sich auch sonst befinden mag, wird bald, so wie die Zähne verdorben sind, die Verdauung und mit ihr die Gesundheit gestört seyn, und bei aller Frische und Anmuth der Jugend wird auch das schönste Gesicht durch unreine Zähne verunstaltet. Auch ist nicht zu leugnen, daß ein übelriechender Athem zwar wohl zuweilen aus der Brust oder dem Magen kommt, sehr oft aber nur von den

Zähnen herrührt, der gehinderten Aussprache und der unsäglichen Schmerzen noch nicht zu gedenken, die man sich durch Nachläßigkeit in dieser Hinsicht bereitet.

Reinlichkeit ist auch hier das Hauptgegenmittel, obwohl man ihr noch mit einigen andern Dingen zu Hülfe kommen kann. Der Hauptfeind weißer und fester Zähne ist der sogenannte Weinstein, der sich von dem Absatz der Speisen am Rande des Zahnfleisches bildet. Dieser Weinstein, der sich anfangs nur als weiche, gelbliche Masse absetzt, wird nach und nach zu einer knochenharten Kruste, die nicht allein den Zähnen, sondern auch dem Zahnfleische sehr nachtheilig wird. Es ist also wesentlich nothwendig, ihn, so wie er sich bildet, hinweg zu schaffen, was äußerst leicht und nichts weniger als kostspielig ist; man müßte sich denn der theuren Mittel bedienen, die hie und da ausposaunt werden, aber mitunter mehr schaden als nützen.

Um das Ansetzen des Weinsteins zu verhindern, gewöhne man sich, nicht auf einer Seite, sondern auf beiden zu kauen, da die unbeschäftig-

ten Zähne außerdem sehr bald eine Kruste bekommen; man spüle sich den Mund nach jedesmaligem Essen und helfe dabei äußerlich mit dem Finger, innerlich mit der Zunge nach, so wie man sich auch des Zahnstochers, nur keines metallenen, bedienen muß, wenn etwas von der Speise zwischen die Zähne gekommen ist. Sobald ein Zahn schon schadhaft geworden, muß man doppelte Vorsicht anwenden und sehr darauf sehen, daß nichts in der schon gebildeten Höhlung zurückbleibe. Doch versteht es sich von selbst, daß alles dies nur geschehen muß, wenn man sich allein befindet; höchst widerlich ist die hie und da herrschende Sitte, es öffentlich nach der Mahlzeit vorzunehmen. Es wäre auch sehr gut, wenn man sich nicht blos des Morgens und nach Tische, sondern auch Abends den Mund ausspülte. Bei regelmäßiger Befolgung würde man der Bürste dann weniger bedürfen, noch weniger aber, sich von einem Zahnarzt die Zähne poliren zu lassen, was leicht, wenn man nicht mit einem besonders geschickten zu thun hat, sehr nachtheilig auf die Zähne wirken kann.

Das Wasser allein reicht indeß doch nicht hin,

um die Zähne vollkommen schön zu erhalten, nur hüte man sich, das erste beste angepriesene Zahnpulver anzuwenden. Folgendes ist außer den von berühmten Aerzten bekannten Mitteln vorzüglich anwendbar bei weichem Zahnfleische, das leicht zum Bluten geneigt ist.

Ein Loth Zucker durch ein Haarsieb gerieben, 2 Quentchen China, 1 Quentchen Cremor Tartari, 1 Loth gepülverte und durchgesiebte Kohle oder gebranntes Brod und 12 Gran Zimmet.

Alle diese Dinge zusammengenommen haben eine gute Wirkung, welche die Mischung noch erhöht; einzeln genommen könnten sie vielleicht eher nachtheilig seyn, besonders der Cremor Tartari. Nur die Kohle hat keine andere schädliche Wirkung, als daß vielleicht bei Mangel an Aufmerksamkeit ein schwärzlicher Strich am Rande des Zahnfleisches zurückbliebe. Um die Zähne recht weiß zu erhalten, kann man auch blos ein wenig wohlriechende Seife in Wasser, mit Branntwein oder Cölnischem Wasser vermischt, auflösen lassen, die Zahnbürste hineintauchen und sie wie gewöhnlich anwenden, so wie man auch das Wasser

zum Ausspülen des Mundes mit einigen Tropfen Branntwein oder Cölnischem Wasser vermischen kann.

Jeden Morgen, noch vor dem Auskämmen der Haare, nehme man das Putzen der Zähne vor und bediene sich dazu im Sommer des frischen Wassers, bei kaltem Wetter aber nehme man etwas lauliches. Nach geschehenem Ausspülen tauche man einen feinen, reinlichen Schwamm in das mit Branntwein oder Eau de Cologne vermischte Wasser und reibe damit die Zähne nicht blos äußerlich, sondern auch im Innern bei den Kinnladen. Da man leichter mit dem Schwamm, als mit der Bürste überall hinkommen kann, so ist er unentbehrlicher als jene. Nur zu dem Zahnpulver ist er nicht zu brauchen; doch ist es auch nicht nothwendig, ja nicht einmal räthlich, dies alle Tage anzuwenden, sondern nur alle 2, 3 oder 4 Tage. Nach dem Bürsten mit dem Zahnpulver bediene man sich wieder des Schwammes wie oben; man hüte sich jedoch, eine zu harte Bürste zu nehmen, da nichts dem Schmelz der Zähne so sehr schadet. Eine Art Pinsel wäre sogar besser als

die gewöhnlichen Zahnbürsten. Hat man einmal durch schlechte ätzende Mittel, als Alaun, Säuren rc. die Zähne verdorben, oder sind sie von Natur sehr dünn oder etwas grau, so reibe man sie ja nicht stark und bediene sich nur sehr gelinder Mittel, so wie Kartoffelnmehl mit gepülvertem Zuckerkand u. s. w.

Wenn die Zähne ungleich sind, was bei den Schneidezähnen der obern Kinnlade zuweilen der Fall ist, so hindert dies nicht nur am Kauen, sondern sieht auch ziemlich schlecht aus. Man kann diesem Uebel dadurch abhelfen, daß man sie in der Quer abfeilen läßt, was man auch da thun kann, wo zwei Zähne zu dicht an einander gedrängt sind, nur daß es hier in der Länge geschehen muß. Für manche Menschen hat indeß diese Operation etwas höchst Empfindliches und Nervenangreifendes, ungeachtet sie gar nicht schmerzlich ist. Das Ausfeilen hat auch oft die böse Wirkung, den Schmelz der Zähne zu beschädigen, wodurch sie sogleich hohl werden. Das nämliche geschieht, wenn man zu schnell nach einander warme Flüssigkeit nach der kalten, oder kalte nach der

wärmen in den Mund bringt; eben so schadet das Zerbeißen harter Kerne, wenn es nicht den ganzen Zahn zerbricht oder locker macht, doch wenigstens dem Schmelz.

Von Speisen wirken besonders die salzigen und klebrigen und das Geräucherte nachtheilig auf die Zähne, so wie auch Essig, saurer Wein und säuerliches Obst. Hieraus folgt noch nicht, daß man sich dessen ganz enthalten muß, nur reinige man sorgfältiger die Zähne nach solchen Speisen; man könnte sich sogar des Abends vor dem Schlafengehen des Zahnpulvers ein wenig bedienen. Auch Hülsenfrüchte, Käse, harte Eier und Pilze wirken nicht ganz vortheilhaft auf die Zähne; am schädlichsten aber sind, wie bekannt, Zuckerwerk aller Art, Eingemachtes und Säuren.

Bei Krankheiten wende man besonders große Sorgfalt darauf, den Mund reinlich zu halten, nicht blos, um sich des übeln Geschmacks zu entledigen, sondern auch, um die Zähne zu erhalten. Vorzüglich nach dem Erbrechen ist dies unerläßlich nothwendig. Wenn das Zahnfleisch erhitzt ist, so enthalte man sich auf einige Tage des Zahn-

pulvers und spüle sich dagegen den Mund mit irgend einem beruhigenden Wasser aus; das einfachste und zugleich sicherste ist Salbei und Löffelkraut in Wasser zu kochen, selbst das Kauen der Salbei und des Löffelkrautes ist sehr vortheilhaft, so wie auch Fußbäder, wie denn überhaupt alle die der Gesundheit im Allgemeinen zuträglichen Gewohnheiten ganz besonders vortheilhaft auf die Erhaltung der Zähne wirken, wie z. B. die, den Kopf vor Feuchtigkeiten zu bewahren. Sobald ein Zahn schadhaft wird, muß man ihn sogleich von einem geschickten Zahnarzte, doch nur von einem solchen, ausfeilen lassen. Wenn aber demungeachtet der Schaden weiter um sich greift, so ist es besser, ihn ausreißen zu lassen, ehe er andere danebenstehende beschädigt. Bei einem Backenzahn kann man die Lücken lassen, nur muß man sich beim Putzen der Zähne hüten, die auf beiden Seiten befindlichen stark zu stoßen. Bei den vordern Zähnen hingegen ist es nöthig, sich einen andern einsetzen zu lassen.

Wenn die Zähne schief gewachsen sind, oder einer vor dem andern vorragt, so ist bei Erwach-

ſenen dem Uebel nicht mehr abzuhelfen. Kinder davor zu bewahren, achte man ſorgfältig darauf, wenn ſie die Zähne wechſeln, ihnen das Zahnfleiſch an der Stelle, wo ſie eben einen Zahn verloren haben, leiſe mit den Fingern zuſammen zu drücken, und wenn der neue Zahn eine ſchiefe Richtung bekommt, dieſen täglich ein oder zwei Mal, doch auch nur leiſe zu drücken, bis er die gehörige Richtung hat. Wo dies verſäumt worden, der Zahn ſchon groß iſt und ganz ſchief ſteht, bleibt nicht viel anderes übrig, als ihn noch einmal auszuziehen, was auch bei den hohlen Zähnen der Kinder nöthig iſt, da ſich die verlornen bis zum zwölften Jahre noch erſetzen.

Gegen Zahnſchmerzen giebt es unzählige Mittel, von denen einige dieſem, andere jenem wirklich geholfen haben; es kommt nur darauf an, was eben die Veranlaſſung des Schmerzes war, man kann alſo leicht zwanzig Mittel hinter einander verſuchen, ohne das rechte zu treffen. Kommen die Schmerzen von Erkältung oder Zugluft, ſo iſt das ſicherſte, ein Stück gewärmten Flanell auf den Backen zu legen und ein Tuch darum zu binden. Ein allgemein wirkſames und unſchädli-

ches Mittel, sich der Schmerzen wenigstens auf einige Zeit zu entledigen, ist eine mit einem Magnet bestrichene Nadel auf den leidenden Zahn zu halten, wobei man sich mit offenem Munde, das Gesicht nach Norden gewendet, hinstellen muß. Im ersten Augenblick spürt man eine empfindliche Kälte an dem Zahne, dann ein Pochen, das ein Paar Minuten anhält, worauf in einem Nu der Schmerz verschwunden ist. Sehr bekannt ist auch das Mittel, ein Marienkäferchen (es ist roth, mit 7 schwarzen Punkten an den Flügeln) zwischen den Fingern zu zerdrücken und diese dann an den leidenden Zahn zu halten.

Statt des gewöhnlichen Branntweins oder Eau de Cologne zum Ausspülen des Mundes kann man ein Loth Rosmarin und 2 Loth Pyrethrum in Branntwein destilliren lassen und ein Drittheil von diesem und 2 Drittheile reines Wasser zum Ausspülen nehmen.

Drittes Kapitel.

Von Erhaltung der Haut.

So schädlich auch alle Schminke und minera-lische Substanzen der Haut, ja sogar der ganzen

Gesundheit sind, so ist es dennoch anerkannt, daß es möglich ist, sie durch einfache, verständig angewandte Mittel und Sorgfalt zu erhalten und zu verschönern. Ich will hier zunächst der Erhaltungsmittel gedenken, da auch hier das Zuvorkommen leichter als das Wiedergutmachen ist.

Zunächst vermeide man so viel möglich, doch ohne zu große Aengstlichkeit, sich der Sonne und dem starken Winde auszusetzen, da beides die Haut trocknet und verhärtet. Auch der Rauch ist der Haut nicht vortheilhaft. Wenn man ihm ausgesetzt war, was bei einer Hausfrau nothwendig wird, so wische man Gesicht und Hals mit einem feinen Tuche ab, was auch nöthig ist, wenn man sich im Staube befunden hat; auch den Schweiß trockne man sorgfältig ab, doch nicht durch Wischen, noch weniger durch Reiben, sondern nur durch leises Aufdrücken des Tuches und endlich setze man sich, unmittelbar nachdem man sich Gesicht, Hals und Arme gewaschen, der Luft nicht aus.

Beobachtet man diese Vorsichtsmaßregeln, so

wird es keiner Künsteleien bedürfen, um die Haut schön zu erhalten. Mäßigkeit ist jedoch auch noch dazu nothwendig, sowohl überhaupt als insbesondere Enthaltung von zu häufigem Genuß fetter und sehr salziger oder zu stark gewürzter Speisen, so wie es auch der Haut nicht vortheilhaft ist, in seiner Lebensart den Lauf der Natur umzukehren und die Nacht zum Tage zu machen, um dann bis zum Mittag zu schlafen.

Wo indeß durch Umstände oder Vernachlässigung die Haut verdorben worden und man außer Ordnung und Mäßigkeit auch noch äußere Mittel anzuwenden wünschte, meide man wenigstens Schminken und Schönheitswasser. Kinder aber und junge Mädchen müssen durchaus sich nur des reinen Wassers und zwar Abends vor dem Schlafengehen zum Waschen bedienen. Ein oder zwei, höchstens dreimal wöchentlich können sie sich auch mit Waschseife und einem feinen Stück Flanell waschen, was die Haut besonders rein erhält. Was ich daher noch anführe, gilt nur für Erwachsene und ist auch diesen meist entbehrlich.

Die der Luft beständig ausgesetzte Haut muß

sowohl gestärkt als erweicht werden. Dies bewirken einerseits reines Wasser mit etwas Spirituösem vermischt, als Branntwein, Benzoetinktur oder Eau de Cologne; andererseits Milch, Mandelöl, Gurkenpommade, Lilienwasser ꝛc. Von der Natur der Haut hängt es ab, welche von diesen Substanzen man anwendet. Wenn die Haut sich leicht entzündet oder trocknet und reizbar ist, sind die erweichenden Mittel besser als spirituöse. Bei einer Haut, die leicht aufspringt, sind letztere besser. Folgende Regel ist indeß so ziemlich für alle brauchbar.

Wenn die Haut den Tag über der Luft ausgesetzt war, so muß sie Abends gemildert werden; man bediene sich also beim Schlafengehen der erweichenden Mittel und wasche sich mit einem feinen Schwamm, was besser ist als ein Tuch, da dersebe keine Falten hat. Einige empfehlen lauwarmes Wasser zu nehmen oder während der großen Hitze es wenigstens zuvor an der Sonne zu wärmen. Andere hingegen behaupten, je kälter das Wasser, je vortheilhafter sey es der Haut. Mich dünkt, es kommt hierbei viel auf die Be-

schaffenheit der Haut und des Wassers an. Bei schlechtem Wasser, das viele Kalktheile enthält, würde ich unbedingt zum lauen rathen, nur muß es ja nicht warm seyn. Zum Abtrocknen bediene man sich weder eines groben noch ganz neuen Handtuches; je weicher es ist, je leichter benimmt es die Feuchtigkeit, ohne daß man zu reiben brauche, was der Haut immer schädlich ist. Dann nehme man irgend eins von den vorhin genannten erweichenden Mitteln, unter denen ich die Mandelmilch am meisten empfehle, befeuchte ein leinenes Läppchen damit, wozu man täglich ein reines nehmen muß, oder auch den Zipfel des Handtuches und wasche noch einmal mit demselben Gesicht, Hals und Arme. Man kann auch zuletzt, nachdem man sich abgetrocknet, die Feuchtigkeit aus dem Läppchen herausdrücken und es dann noch auf einen Augenblick, aber nicht länger über das Gesicht ausbreiten, wodurch die Haut etwas sehr Frisches bekommt.

Wer zu Hitzblattern geneigt ist, wird noch besser thun, statt der Mandelmilch sich der Gurkenpommade zu bediinen, die auf folgende Weise

bereitet wird: Man nehme feines Olivenöl, ungefähr so viel als man Pommade zu haben wünscht. reibe Gurken in gleicher Quantität mit dem Oele, thue das Ganze in ein silbernes Gefäß und stelle es in ein Gefäß mit Wasser ans Feuer, bis es nahe am Kochen ist, wobei man es mit dem Stiel eines silbernen Löffels umrührt. Nun gieße man es durch ein Haarsieb und thue abermals geriebene Gurken zu diesem filtrirten Oele, worauf man dieselbe Operation noch fünfmal wiederholt und jedesmal frische Gurken dazu nimmt; doch muß man sich dabei hüten, es kochen zu lassen. Von dieser Pommade nun reibe man ein klein wenig in die flache Hand und fahre damit über das Gesicht, was freilich für die erste Viertelstunde einen ganz leisen, doch bald vorübergehenden Oelgeruch veranlaßt. Des Morgens beim Aufstehen trockne man zuerst das Gesicht mit einem weißen feinen Tuche und wasche sich entweder mit reinem Wasser oder mit Wasser, worin Branntwein, Benzoetinktur oder Eau de Cologne vermischt worden, doch nur wenige Tropfen; besonders wirkt die Benzoetinktur nachtheilig, wenn man zu viel da=

von gebraucht. Will man gleich früh ausgehen, so ist es sehr gewagt, sich das ganze Gesicht zu waschen; es ist dann besser, sich mit dem, was Abends geschehen ist, zu begnügen und nur Augen und Stirn zu waschen, so wie auch hinter den Ohren, was am frühen Morgen sehr erquickend ist.

Das Waschen des Gesichts muß dem Frisiren vorangehen, weil man sonst, besonders wenn schon die Locken gemacht sind, alles in Unordnung bringen würde; daß die Hände jedoch erst nach dem Frisiren gewaschen werden müssen, bedarf wohl kaum einer Erwähnung. Diese erfordern ebenfalls einige Aufmerksamkeit und Pflege, um sie weiß und weich zu erhalten. Leichte, wohlriechende Seife scheint mir indeß hierzu das Vortheilhafteste; auch nimmt diese am leichtesten die Fettigkeit hinweg, die von den Haaren und der Pommade daran geblieben ist. Man kann auch nach dem gewöhnlichen Waschen und Abspülen die Hände noch einmal mit Seife bedecken und so lange reiben, bis es schäumt und dann sich abtrocknen, ohne sie weiter abzuspülen, wodurch die Haut sehr weich wird.

Will man durchaus noch etwas mehr thun, so ist für die Hände jedes erweichende Mittel gut, was es auch für eins sey, und man braucht nicht, wie bei dem Gesicht, mit spirituösen abzuwechseln. Im Winter allenfalls wäre es für diejenigen, die leicht zu Frostbeulen geneigt sind, gut, Brauntwein unter das Waschwasser zu mischen, um die Haut abzuhärten. Was die Nägel betrifft, so reibe man sie mit der dazu bestimmten Bürste, nachdem man mit dieser mehrmals stark über die Seife hingefahren ist, tauche dann ein kleines Stückchen Schwamm in Citronenessenz und wasche sie damit. Uebrigens trage man, so viel irgend möglich, Handschuh, was im Winter allenfalls seidene seyn können mit offenen Fingern, die genauer anschließen als lederne und beim Arbeiten nicht hinderlich werden.

Auch versäume man ja nicht, die Brust täglich zu waschen, was der Gesundheit wie der Schönheit gleich zuträglich ist.

Ein unerläßliches Mittel zur Verschönerung der Haut, so gut als zur Erhaltung der Gesundheit sind auch Bäder. Wo Einkünfte und Ver-

hältnisse es gestatten, bade man sich in jeder Jahreszeit einmal wöchentlich, und während der großen Hitze zwei, auch wohl drei Mal; doch hüte man sich, das Bad zu warm zu nehmen; man bleibe eine volle Stunde darin, reibe sich recht und wasche sich mit Waschseife. Nach dem Bade aber reibe man sich mit warmen Tüchern, nicht allein bis man völlig trocken ist, sondern auch bis die unangenehme fröstelnde Empfindung, die gewöhnlich auf das Bad folgt, sich völlig verloren hat. Ohne diese Vorsicht ist es weit mehr schädlich als nützlich. Wenn man in irgend einem Theile des Körpers eine Schwäche oder einen Schmerz empfindet, so reibe man die Stelle gleich nach dem Bade mit Eau de Cologne. Nach der Zurückkunft aus dem Bade lege man sich ein wenig nieder und reibe sich noch einmal mit einem trocknen, in feine Leinwand gewickelten Schwamm.

Dies ist alles, was vernünftiger Weise zur Erhaltung und Verschönerung der Haut möglich ist. Freilich giebt es noch allerlei kleine Zufälle die auch bei sonst schöner Haut derselben schaden, und gegen einige derselben will ich noch ein und

das andere Mittel anführen. Daß ich aber von den vielen Künsteleien und besonders Schminken nichts erwähne, wird man mir hoffentlich leicht verzeihen. Es ist bekannt genug, daß nicht blos Schminke, sondern auch ein großer Theil der andern Mittel, weit entfernt, die Schönheit zu befördern, theils höchst ekelhaft sind, theils der Gesundheit schaden, und daß wenigstens diejenigen, die sich ihrer bedienen, das, was sie bezwecken, nur einigermaßen erreichen, um wenige Stunden in einer Gesellschaft zu glänzen, indeß sie während der übrigen Stunden oft zum Erschrecken aussehen. Wie viel Zeit und Geld überdies hierdurch verschwendet wird, leuchtet wohl von selbst ein. Auch hat in der That diese Sucht sich so vermindert, daß es kaum noch nöthig ist, darüber zu sprechen.

Viertes Kapitel.

Von kleinen körperlichen Mängeln und von Gewohnheiten, die der Gesundheit und Schönheit zuträglich sind ꝛc.

Was nun die kleinen Fehler der Haut betrifft und andere Beschwerden der Art, gegen die es nöthig oder gut ist, einige Mittel anzuwenden, so gehören unter diese zunächst die sogenannten Hitzblattern. Da diese von innerer Erhitzung oder Unreinigkeit herkommen, so ist das sicherste Mittel dagegen, Bäder, erfrischende Getränke, Bewegung in freier Luft und Ruhe; indeß gibt es auch äußerliche Mittel. Sobald man an einem starken Jucken oder einer Röthe merkt, daß eine Blatter sich bildet, so reibe man die Stelle Abends mit etwas Gurkenpommade oder noch besser mit bloßem Talg, wodurch die Blatter schneller reif wird. Sobald sie reif ist, aber ja nicht eher, weil sie sonst nur noch mehr erhitzt würde, drücke man sie mit den Fingern, doch ohne die Nägel dabei anzuwenden, worauf ein kleines faseriges Spitzchen herauskommt und man die Stelle mit frischem

Wasser, mit etwas Branntwein vermischt, waschen kann, doch ohne zu reiben.

Manche Hitzblattern enthalten keinen faserigen Keim wie die eben erwähnten, sondern eine Feuchtigkeit, werden aber gleichfalls mit Talg oder Gurkenpommade bedeckt, und die Feuchtigkeit, sobald sie reif sind, herausgedrückt. Noch unangenehmer als diese sind die kleinen schwarzen Punkte, die oft in dem Gesicht entstehen und zuweilen eine Folge der nicht ausgezogenen Keime der Hitzblattern sind, zuweilen aber auch vom Staube und Rauch, den man nicht gehörig abtrocknete, und andern Ursachen entstehen. Man muß diese mit Seife, die in Wasser mit Benzoe vermischt, getaucht worden, ganz bedecken, dann mit einer weichen Bürste reiben nnd dieß Abends und Morgens wiederholen, worauf sie meist nach einiger Zeit verschwinden. Indeß kann man auch von Zeit zu Zeit an der Stelle drücken, wo sie sich zeigen, und wo es denn zuweilen gelingt, die kleinen Keimchen heraus zu bringen.

Rothe Flecken die gewöhnlichen Vorboten des Kupfers müssen zunächst durch Bäder, erfrischende

Getränke und Diät überhaupt bekämpft werden; doch kann man äußerlich auch noch sich Abends der Milch zum Waschen bedienen und nachdem man sich leise abgetrocknet, ein wenig Gurkenpommade darauf thun.

Die Sommersprossen vergehen nach mancherlei Mitteln, am besten nach Mandelmilch, oder einigen Tropfen Benzoe Tinktur in Wasser; dieß muß jedoch Abends geschehen, und zwar so, daß man sich erst das Gesicht wie gewöhnlich damit wäscht und abtrocknet, dann noch einmal ein Tuch damit befeuchtet und es einige Augenblicke vor das Gesicht hält. Ganz auf gleiche Weise kann man mit einer von der Sonne gebräunten Haut verfahren, doch gibt es hier noch zwei besondere ganz sichere Mittel, die auch gegen die Sommersprossen helfen; das eine ist Tauben- Hühner- oder Vogelblut überhaupt, das man Abends auflegen und Morgens wieder abwaschen muß; das andere ist Rahm oder Sahne, womit man auf gleiche Weise verfährt, wobei es jedoch ein wenig langsamer von Statten geht.

Wenn ein zu enger Schuh oder die Falten der

zu langen Strümpfe Schmerzen am Fuße verursachen, so reibe man die beschädigte Stelle mit Seife, worauf man etwas Branntwein gegossen und wasche sie dann mit bloßem Branntwein. Das nämliche stillt auch augenblicklich das Brennen der Fußsohlen, wenn man zu viel getanzt hat oder zu lange gegangen ist. Hat das erste Reiben mit Seife noch nicht gewirkt, so wiederhole man es und nehme etwas mehr Branntwein dazu.

Die Hühneraugen an den Füßen, die gewöhnlich durch zu enge Schuhe entstehen, kann man auf eine sehr leichte Weise durch gewöhnliche Seife vertreiben, indem man sie trocken oder doch nur sehr wenig feucht auf ein Läppchen reibt und auf das Hühnerauge legt. Nach 8 bis 14 Tagen ist dasselbe so erweicht, daß man es mit leichter Mühe und ohne Schmerz herausbringen kann; es wächst zwar wieder, schmerzt aber nicht mehr und kann immer leicht herausgemacht werden. Wenn es nicht möglich sein sollte, das Läppchen auch am Tage darauf zu behalten, so reibe man wenigstens das Hühnerauge selbst Morgens stark mit Seife. Auch das Reiben mit Bimsstein, nachdem man sie durch

warmes Wasser erweicht, vertreibt sie, wenn sie noch nicht alt sind.

Gegen dicke Hälse, die durch das Wasser mehrerer Orte, so wie durch andere Ursachen erzeugt werden, hilft oft ein sehr einfaches Mittel, nämlich ein dickes Halsband von Taffet, mit gewöhnlichem Küchensalze ausgefüllt, das man Nachts um den Hals trägt, doch darf es nicht zu eng seyn, weil es sonst das Uebel eher befördern als heben würde.

Gegen das zu starke Schwitzen der Hände, Achseln und Füße hilft nichts als Reinlichkeit. Die Sache hindern wollen, würde der Gesundheit nachtheilig seyn; man kann also bloß das Lästigste daran, den üblen Geruch verhindern und zwar nur durch Reinlichkeit. Man wasche die Füße namentlich alle Tage mit lauwarmem Wasser, ziehe täglich weiße Strümpfe an, lege eine Sohle von Baumwollenzeug in den Schuh, besprenge diese mit etwas Cölner = Lavendel- oder Krausemünzwasser und wechsele sie oft. Gummirten Taffet jedoch wiederrathe ich hierzu, weil dieß den Fuß zu sehr erkältet. Auch unter den Achseln ist täg-

liches Waschen entweder mit bloßem Wasser oder mit Branntwein oder Eau de Cologne gemischt durchaus nöthig. Die sogenannten Schwitzkissen von Wachstaffet oder Leder verhindern nur das Durchdringen bis zu den Kleidern, nicht aber den üblen Geruch, den sie im Gegentheil befördern; ich rathe daher, sich einen Vorrath von etwa 4 Zoll großer viereckiger Stücke Leinwand doppelt zusammen zu nähen, und sobald man den Schweiß merkt, eins unter die Achsel zu schieben, was man mehrmals am Tage wechsele, und bei Gelegenheiten wieder waschen lassen kann. Ueberhaupt sorge man ja möglichst dafür, alles, was andern unangenehm seyn könnte, von sich zu entfernen, doch nicht blos in Gesellschaft, sondern vorzüglich im Hause.

Parfüms oder Wohlgerüche wende man, jedoch sehr mäßig an, und wer reizbare Nerven hat, thut wohl, sich ihrer ganz zu enthalten, etwas Cölner Wasser ausgenommen, das nie schadet. Da es zuweilen nöthig ist, um ekeln Zufällen bei sich oder andern vorbeugen zu können, irgend etwas dieser Art bei sich führen, so wähle man wenigstens nur die einfachern und schwächern. Seine Wäsche

und Kleider kann man auch auf eine sehr einfache Art dadurch wohlriechend machen, daß man Rosenblätter, Lavendelblüthe, Reseda u. dergl. im Schatten trocknet, sie in Säckchen mit gestoßenen Gewürznelken thut, und diese hie und da unter die Wäsche steckt. Beim bloßen Hineinstreuen der Blätter verliert sich der Geruch zu bald, auch kann es leicht Flecke geben, wo sie dicht übereinander liegen und gedrückt werden.

Einige geringfügig scheinende Gewohnheiten des täglichen Lebens befördern sehr die Gesundheit und mit ihr die Schönheit. Dazu gehören folgende: man reibe gleich nach dem Erwachen sich hinter den Ohren mit einem Stück baumwollenen oder wollenen Zeuge, wodurch der Schweiß weggenommen wird, der sich während der Nacht hier sammelt. Man kann auch den Finger in etwas Cölner-Wasser tauchen und es hinter den Ohren einreiben, was sehr nervenstärkend ist. Indeß thut auch schon das bloße Waschen mit frischem Wasser an dieser Stelle sehr gute Wirkung.

Nach dem Mundausspülen nehme man ein kleines Stückchen Leder- oder Candis-Zucker, oder

sonst irgend etwas Auflösendes in den Mund, was der Brust und Kehle das Rauhe benimmt, das man oft früh darin zu empfinden pflegt.

Man trete nie mit bloßen Füßen auf den Fußboden und ziehe gleich beim Aufstehen Strümpfe an. Da die Sitte nicht erlaubt, am Tage barfuß zu gehen, so ist der Fuß einmal an Bedeckung gewöhnt, und diese augenblickliche Entblößung könnte nur nachtheilige Folgen haben. Man lasse auch nie die Füße feucht oder kalt. Deßhalb ist es nöthig, gleich beim Nachhausekommen die Schuhe zu wechseln, selbst wenn es nicht sehr schmutzig ist. Aus demselben Grunde ist es auch gut, im Winter Korksohlen zu tragen und die Schuhe mit Flanell oder andern wollenen Zeuge füttern zu lassen. Wollene Strümpfe sind sehr heilsam, ja oft ganz unentbehrlich im Winter. Da man indessen damit nicht in Gesellschaft gehen kann und der Uebergang von der warmen Bekleidung zur kalten leicht sehr schädlich werden dürfte, so wäre es besser für diesen Fall, recht locker gestrickte von feiner Wolle zu haben, über die man andere ziehen könnte, weil diese den Fuß nicht viel dicker machen würden.

Es ist eben so unangenehm als nachtheilig, wenn die Füße im Bett kalt bleiben; und doch ist es auch der Gesundheit nicht zuträglich, das Bett zu wärmen. Man wickele daher beim Schlafengehen Füße und Beine bis zum Knie hinauf in ein warmes wollenes Tuch.

Auch der Oberarm muß warm gehalten werden und Erkältungen an diesem Theile wirken sehr nachtheilig auf die Brust. Will man nicht durch wollene Aermel den Arm verdicken, so könnte man sich gestrickter bedienen, die besser anschließen und sehr warm sind.

Es ist bekannt, daß jedes sehr fest gebundene Band, es sey an welchem Theile des Körpers es wolle, den Kreislauf des Blutes hemmt; daher dürfen weder Armbänder noch Handgelenke eng seyn. Das nämliche gilt von den Strumpfbändern, wozu man, so viel wie möglich, elastische nehmen muß. Die allerbeste Art wäre, an den Seiten des Schnürleibs Bänder zu nähen, die man durch eine an dem Strumpf befestigte Bandschlinge zöge, wodurch nicht allein das Strumpfband ganz entbehrlich, sondern auch zugleich die Schnürbrust gehin-

dert würde; sich hinaufzuziehen und Falten zu werfen. Man thut zu diesem Ende am besten, an beiden Seiten der Strümpfe Bandschlingen zu nähen, weil man sonst beim Anziehen der Strümpfe immer genau darauf achten müßte, sie nicht zu verwechseln, damit die Schlinge nach außen hin käme.

Am nachtheiligsten aber ist es, sich fest zu schnüren, und zwar nicht blos der Gesundheit, sondern auch der Schönheit in mehr als einer Hinsicht. Man hält die Stahl-Blankscheite für gefährlich, indem sie die Electricität anziehen; indeß sind die von Fischbein unleidlich durch ihre Steifheit und dadurch, daß sie sich an beiden Enden so leicht herumbiegen, was eine unerträgliche Marter ist, wenn man sie nicht sogleich anders herum wenden kann. Auch hilft man dem Nachtheil der stählernen dadurch ab, daß man sie in gummirten Taffet näht. Auch das hinten am Schnürleibe befindliche Fischbein biegt sich nach einiger Zeit krumm; man muß daher die Schnürbrust von Zeit zu Zeit umwenden. Sollte aber das nicht mehr ausreichen, so müssen die Stangen ganz herausgenommen und das oberste Ende zu unterst ge-

kehrt werden. Manche bedienen sich statt des Fischbeins einer dicken steifen Schnur; doch schiebt sich dabei zuweilen die Schnürbrust herauf und bildet Falten die sehr drücken.

Ehe man die Schnürbrust anlegt, ziehe man das Hemd gehörig auseinander, damit die Falten desselben nicht drücken, schiebe die Achseln gehörig weit hinunter, so wie man auch die Schnürbrust an beiden Seiten ein wenig hinunter ziehen muß. Dieß alles geschieht während man geschnürt wird; denn dieß ist etwas, wobei man fremder Hülfe nicht füglich entbehren kann. Man fange das Schnüren von unten an, doch ohne gleich fest zu ziehen, Erst wenn das Schnürband bis hinauf gelangt ist, ziehe man nach und nach an. Es ist daher nöthig, daß das Schnürband wenigstens 2½ Ellen lang sei; in der Mitte kann man es ein wenig fester ziehen als oben und unten, doch auf keine Weise so, daß man sich im Geringsten gehindert fühle; denn nichts ist dem Magen nachtheiliger.

Damit die Falten der Hemden nicht drücken, dürfen sie oben nicht weiter seyn, als nöthig ist, um sie ohne Beschwerde anziehen zu können; be-

sonders bei neuer Leinwand werden Falten sehr lästig. Man thut daher wohl, diese Anfangs nur Nachts zu tragen, wie es denn überhaupt der Gesundheit sehr zuträglich ist, nicht dieselben Hemden am Tage und in der Nacht anzubehalten, sondern sie Morgens und Abends zu wechseln. Im Sommer sind leinene Hemden kühler und angenehmer; im Winter hingegen kann man baumwollene tragen. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, daß Baumwolle der Schönheit der Haut nicht zuträglich sei; der einzige Uebelstand bei derselben ist, daß sie, wenn man stark schwitzt, eine unangenehme Empfindung erregt, auch an einer empfindlichen Stelle leicht wund reiben könnte. Aus diesem Grunde sind auch baumwollene Schnupftücher nicht zu empfehlen, und namentlich beim Schnupfen äußerst lästig.

Morgens, nachdem man sich die Zähne geputzt, tauche man einen reinen Schwamm in Wasser und ziehe von dem Wasser so viel man kann in die Nase, was man mehrmals hintereinander wiederholt, nachdem man immer das Schnupftuch gebraucht. Dies reinigt nicht nur die Nase, son-

dern macht auch den Kopf freier; im Winter kann man etwas laues Wasser nehmen und beim Schnupfen ein Decokt von Heilwurz. Diese Gewohnheit hat alle guten Wirkungen des Schnupftabaks, ohne das Nachtheilige desselben, zumal da man diese Operation vornehmen kann, wenn man allein ist, der Schnupftabak aber nur zu leicht Ekel bei andern verursachen kann. Diesem aber in Allem vorzubeugen, kann eine Frau nicht Sorgfalt genung anwenden, besonders wenn ihr Mann leicht empfänglich dafür ist. Die Folgen eines einzigen Augenblicks, in welchem etwas an ihr ihrem Mann widerlich erscheint, sind oft gar nicht zu berechnen.

Allzugroße Magerkeit, die der Schönheit sehr nachtheilig ist, entsteht oft in Folge von Krankheiten, Kummer, Nachtwachen entweder zum Vergnügen oder bei Krankenpflege u. s. w. Mit den Ursachen, die sie erzeugten, pflegt dann auch die Magerkeit aufzuhören; zuweilen jedoch kommt diese von der körperlichen Constitution selber her, und in diesem Falle kann man sie nicht anders los werden, als daß man sich aller Sorgen und ernster, angreifender Arbeit entschlage, sich kei-

nen leidenschaftlichen Bewegungen irgend einer Art hingebe, viel schlafe und viel nahrhafte Speisen zu sich nehme, d. h. nicht eben viel auf einmal, aber oft, als: Chokolade oder Salep zum Frühstück, späterhin Fleischbrühe mit Eiern abgequirlt. Es wäre auch gut, vor dem Mittagsessen ein Bad zu nehmen, nach dem Bade abermals eine Tasse Chokolade oder Fleischbrühe zu trinken und sich bis zum Essen ruhig auf's Sopha zu legen. Diese sorgfältige Pflege seiner selbst ist, wie man wohl sieht, nur in wenigen Verhältnissen möglich, auch wird eine verständige Frau, wenn ihre Gesundheit es nicht erfordert, wohl schwerlich die Erfüllung ihrer Pflichten hintansetzen, um nur der Pflege ihrer Schönheit zu leben, wo aber die Magerkeit zugleich Krankheit ist, möchte es denn doch gerathener seyn, so viel es sich immer thun läßt, wenigstens eine Zeit lang darauf bedacht zu seyn. Gemüthsruhe, Ordnung, Schlaf und nahrhafte Speisen ohne Gewürze bewirken hier oft viel in sehr kurzer Zeit.

Wünschen hingegen zu starke Personen magerer zu werden, so haben diese natürlich ganz das

Gegentheil zu beobachten. So wenig Schlaf als möglich, leichte, säuerliche, gewürzte Speisen, nur so viel, um den Hunger zu stillen und nichts außer den Mahlzeiten, Bewegung gleich nach dem Essen, und überhaupt viel geistige und körperliche Beschäftigung und Bewegung, so lästig dies auch immer gerade einem solchen Körper seyn mag.

Von den Augenbraunen gilt ungefähr, was von den Haaren gesagt worden. Wenn sie nicht stark genug sind, muß man sie mit Seife und Branntwein waschen, um das Wachsen zu befördern. Zu hellblonde kann man auch abschneiden, wodurch sie nicht allein dunkler, sondern auch stärker werden; bei dieser Farbe wird man es nicht bemerken; bei einer dunkleren Farbe geht das freilich nicht, weil es da zu sehr auffallen würde.

Wenn die Augenlieder sich leicht entzünden, so hüte man sich vor allen Anstrengungen der Augen, feine Handarbeiten und Lesen feiner Schrift, zumal bei Lichte; man trage dabei einen grünen Schleier und bade sich Abends die Augen mit einem Aufguß von Steinklee, was gleich sowohl in-

nere als äußere Entzündung stillt. Auch Hollunderblütenwasser ist hierzu sehr dienlich. Sollte indeß nach drei oder vier Tagen die Sache noch nicht besser seyn, so wird es nöthig, einen Augenarzt zu Rathe zu ziehen. Die Feuchtigkeit mit einem Schwamme auf das Auge zu halten, soll übrigens zuträglicher seyn, als das Baden der Augen in einem wirklichen Augenbade. Vorübergehende Schwäche wird auch schon durch Baden der Augen in kaltem Wasser nach Tische und beim Schlafengehen glücklich beseitigt. Auch das Baden der Oberlippe soll wegen ihrer Verbindung mit den Gesichtsnerven sehr stärkend seyn.

Wenn die Augenwimper häufig ausfallen, so wasche man sie, da der gänzliche Mangel derselben dem Auge etwas höchst Widerwärtiges giebt, entweder blos mit reinem Wasser oder mit Wasser und etwas Eau de Cologne oder allenfalls Branntwein und trockne sie mit einem leise darauf gehaltenen Tuche, ohne zu reiben, was ihnen sehr schädlich ist. Bei klebrigen Augenwimpern, die gewöhnlich eine Folge von Augenkrankheiten sind, wende man ja die höchste Sorgfalt an, da

diese dem Auge ein unreinliches und widerliches Ansehn geben. Man wasche sie nicht nur früh und Abends, sondern sehe auch zuweilen in den Spiegel, ob sich nicht wieder von der klebrigen Materie etwas gesammelt hat. Besonders früh beim Erwachen pflegen die Augen ganz geschlossen zu seyn; man hüte sich alsdann, sie mit Gewalt aufzureißen, sondern wasche und erweiche sie mit einem Schwamme oder nassem feinen Tuche, gleichfalls ohne zu reiben.

Manche Augen vertragen durchaus keine Feuchtigkeit; auch ist diese da, wo die Entzündung Folge einer Erkältung ist, oder von rheumatischer Schärfe herrührt, fast immer schädlich; in diesem Falle lege man daher ein Kräuterkissen von Roggen- oder Bohnenmehl, Hollunder- und Kamillenblüten, allenfalls mit etwas Kampfer vermischt, darauf. Auch ein Fußbad mit Salz und Asche vor dem Schlafengehen ist sehr dienlich in solchen Fällen; legt sich aber die Entzündung nicht, so suche man bei Zeiten ärztliche Hülfe. Ein Spanisch-Fliegenpflaster ist allenfalls ein Mittel, zu dem man, auch ohne vorher den Arzt zu rufen,

noch schreiten kann und das meist die gewünschte Wirkung thut.

Frostbeulen heilt man am leichtesten mit einer Salbe von Speck, Butter und etwas Wachs, worin man Schafgarbe, gleichviel, frische oder getrocknete, gebraten, und die man durch ein dünnes Läppchen drückt. Schon nach dem ersten Auflegen dieser Salbe wird man einige Linderung des unerträglichen Juckens spüren, das die Frostbeulen verursachen, nnd nach einigen Tagen ist alles völlig verschwunden. Selbst wenn der leidende Theil schon aufgesprungen wäre, ist diese Salbe noch hinreichend, so wie sie auch bei Geschwüren und dergleichen sehr heilsam ist.

Hat man sich verbranut, es mag nun am Feuer, au heißem Eisen oder mit kochender Feuchtigkeit seyn, so hülle man gleich den leidenden Theil in Baumwolle, die man allenfalls, sobald es wieder schmerzt, durch frische ersetzen kann Auf diese Weise entgeht man sogar der Blase, die ein Brandfleck gewöhnlich bildet, der Schmerz hört bald auf und es bleibt von dem Brande, auch wenn er noch so schlimm war, nichts weiter

als eine dicke, harte Haut, die aber nach einiger Zeit ganz ohne Schmerz durch eine andere ersetzt wird.

Fünftes Kapitel.

Von der Ordnung und Reinlichkeit am Putztische.

Hoffentlich wird man die Kleinigkeiten, von denen hier die Rede seyn muß, nicht überflüssig finden; denn wenn auch der größte Theil derselben ordnungsliebenden Frauen schon zur Gewohnheit geworden, so ist doch vielleicht noch eins oder das andere darunter, was ihnen unbekannt war, und in jedem Falle wird es denen, die sich am Putztische bedienen lassen können, zur Vorschrift für ihre Kammerfrauen nützlich seyn.

Sobald das Kämmen, Waschen ꝛc. vorüber ist, müssen alle die Dinge, deren man sich dabei bedient hat, gereinigt und an ihren Platz gelegt werden; die Schwämme wäscht man in lauwarmem Wasser, drückt sie aus und hängt sie dann mit einem durchgezogenen Bande an einem Nagel auf; außerdem muß man sie noch etwa alle Mo-

nate einmal ein Paar Stunden lang in Lauge thun und dann in heißem Wasser und mit Seife rein waschen, doch drücke man ja die Lauge recht heraus, die sonst der Haut nachtheilig wäre.

Auch die Kämme und Kopfbürsten reinige man sogleich, indem man den Kamm mit der Bürste auf beiden Seiten abbürstet und dann mit einem Stück wollenen Zeug abreibt. Dieses nämlichen Zeuges kann man sich auch zur Bürste bedienen, zu der man jedoch auch einen trocknen Schwamm nehmen kann. Die Bürste, mit der man den Kamm gereinigt, muß auch mit einem groben hölzernen Kamm ausgekämmt und zuweilen in Seifenwasser gekocht werden. Alle Kleinigkeiten, deren man sich sonst noch bedient hat, müssen sorgfältig abgewischt und an ihren Platz gestellt oder gelegt werden, damit man sie jederzeit wieder finde. Die Handtücher hänge man auf, um sie zu trocknen und lege sie dann ordentlich zusammen in die Toilette, worauf man endlich noch den Spiegel abreibt, vor dem man sich die Haare gemacht hat ꝛc. Will man alle diese Dinge nicht selbst thun, so sehe man wenigstens darauf, daß

es gehörig geschehe. Denn sobald eine von diesen kleinen Vorsichtsmaßregeln versäumt wird, so reißt bald Unreinlichkeit ein.

Wenn man sich anziehen will, lege man vorher erst alle Stücke heraus, deren man sich bedienen will und ordne sie zum Gebrauch auf dem Bette, Sopha, oder Stühlen. Röcke und Kleid müssen auseinander genommen und in leichte Falten irgendwo übergehängt oder gelegt werden. Der Shawl, der in der Commode viereckig zusammengefaltet liegt, wird schräg oder, wie man ihn tragen will, über die Stuhl- oder Sophalehne gehängt, die Strümpfe links umgekehrt, mit dem Fuß nach Innen, neben einander gelegt und die Schuhe daneben gestellt. Der Kragen muß ganz auseinander gebreitet werden, um den Besatz nicht zu zerknüllen. Die Mütze legt man ebenfalls so, daß Garnitur und Bandschleifen nicht zerdrückt werden können. Strickbeutel und Schnupftuch hängt man am Stuhle auf oder legt ihn neben die Handschuhe, in die man hauchen muß, wenn sie neu sind. Zuletzt nimmt man auch den Hut aus der Schachtel und stellt ihn über eine dazu

bestimmte hölzerne Form. Der Schmuck hingegen muß im Kästchen bleiben, aus dem man ihn einzeln herausnimmt, so wie man ihn braucht.

Will man sich nicht putzen, so kann alles etwas weniger sorgfältig geordnet werden, doch immer ungefähr auf gleiche Weise; denn wenn man die Sachen durcheinander wirft, so müssen auch selbst die einfachsten dadurch zerdrückt werden, viel v onih rem hübschen Ansehen verlieren und in jedem Fall wird manche Viertelstunde dabei unnöthiger Weise mit Suchen verschwendet.

Beim Ausziehen verfahre man ungefähr auf gleiche Weise: lege erst die einzelnen Stücke neben oder über einander über einen Stuhl oder Sopha und bringe sie dann gleich wieder an Ort und Stelle, wenn man sie den andern Tag nicht wieder anzieht; außerdem aber lasse man sie doch gehörig geordnet auf dem Stuhle, und zwar das Kleid über die Rücklehne hängend, so wie auch den Kragen, den Unterrock und die Schnürbrust gehörig zusammengelegt auf dem Stuhle liegen, die Strümpfe und Strumpfbänder zusammengebunden über demselben und die Schuhe nebeneinander gestellt unter dem Stuhle. Wenn sie mit Bän-

dern versehen sind, so lege man diese hinein, damit Niemand darauf trete.

Auf diese Weise werden sich die Sachen nicht allein viel länger gut erhalten, sondern auch das Zimmer zu keiner Zeit das Bild der Unordnung darbieten. Die Töchter gewöhne man ja von früher Jugend auf an eine gleiche Ordnung, da sie ihnen nur dann zur Gewohnheit werden kann; daß aber hierbei, wie bei allen Vorschriften überhaupt, die Mutter mit ihrem Beispiele vorangehen muß, bedarf wohl kaum einer Erwähnung.

Mit den Nachtkleidern verfahre man in gleicher Ordnung und lege sie, so wie man sie braucht, neben einander. Am Morgen beim Wiederanziehen bedarf indeß die Kleidung dennoch wieder einiger Aufmerksamkeit: man schüttele das Kleid und die Röcke aus, bürste sie, wenn sie von Merino oder anderem wollenen Zeuge sind, platte sie, wenn sie zerknüllt sind, reinige sie von etwaigen Flecken, untersuche, ob irgend etwas davon losgetrennt ist, um es sogleich wieder zunähen, schüttle den Staub aus den Strümpfen, wenn man nicht täglich reine anzieht, bürste die Schuhe

ab, wenn sie von Zeug sind und lasse die ledernen putzen.

Der Morgenanzug, wozu ein Oberrock am passendsten ist, weil man diesen, ohne geschnürt zu seyn, gleich beim Aufstehen anlegen kann, muß gleichfalls schon Abends zuvor bereit gelegt worden seyn und dann nach vollständigem Anzuge an seinem Platze aufgehangen oder zusammengelegt werden. So wie man durch Beobachtung geringfügiger, der Gesundheit zuträglicher Regeln mancher Krankheit zuvorkommen kann, wird man auch durch fortwährende Ordnung und Reinlichkeit im Kleinen sich gar viele größere Unannehmlichkeiten ersparen und durch augenblickliches Ausbessern und Reinigen jedes kleinen Schadens dem größeren auf lange Zeit entgehen.

Die einzelnen Stücke des Schmuckes müssen, so wie man sie gebraucht hat, mit einem Stück feinem weißen Leder abgewischt und zuweilen auch mit Papierasche gerieben werden; die stählernen Sachen hingegen reibe man mit wollenem Zeuge ab. Bei den Hüten ist weiter nichts zu beobachten, als sie sorgfältig wieder in die Schachtel zu

thun, ohne sie zu zerdrücken, nachdem man zuvor das, was etwa durch Wind oder Anstoßen beschädigt worden, in die gehörige Form gebracht hat. Sind Federn auf demselben, so muß man, wenn man im Nebel oder Regen ausgegangen war, auch wenn sie nicht naß wurden, den Hut einige Zeit in die Nähe des Ofens halten, wodurch sie bald wieder so kraus wie zuvor werden. Die Shawls und Schleier muß man, wenn sie feucht geworden sind, unter ungeleimtem Papier platten. Die Handschuh, die durch Schweiß oder Regen feucht geworden, dürfen nicht wie gewöhnlich zusammengerollt, sondern auseinander gespannt werden. Rein machen lassen sich die Handschuh mit Brodkrume und hinterdrein mit einem weißen Tuche. Naß gewordene Schuhe thut man wohl, über einer hölzernen Form, die man zu diesem Ende bereit halten muß, zu trocknen, weil sie sonst die Form verlieren.

Was nun das Zusammenlegen und Aufbewahren der Wäsche und übrigen Kleidungsstücke betrifft, so ist so ziemlich das Nöthigste schon vorhin angeführt worden; indeß will ich noch Ei-

niges hinzufügen. Wie die Wäsche zusammengelegt wird, bedarf keiner Beschreibung; wer es noch nicht wissen sollte, braucht nur ein zusammengelegtes Stück auseinander zu falten, um zu sehen, wie es gelegt war und wird es dann leicht nachmachen können; bei den Kleidern aber hängt die Art des Aufbewahrens von dem Zeuge und den Garnituren ab. Bei sehr steifem Zeuge und hervorragendem Besatz muß das Kleid nothwendig in einem Kleiderschranke aufgehangen werden, und zwar, wenn es auch am Leibe und an den Aermeln stark besetzt ist, muß man beide Aermel jeden über einen verschiedenen Haken im Schranke ziehen. Kleider mit platten Garnituren kann man zusammengelegt in einer Commode aufbewahren, doch muß man dabei sorgfältig darauf achten, keine Falten zu legen, weil es sonst zerdrückt aussehen würde. Gewöhnlich legt man das eine Hintertheil des Leibes über das in der Mitte zusammengenommene Vordertheil, das andere über jenes. Die Aermel kann man einen in den andern stecken, doch so, daß der eine recht, der andere link ist, wodurch alles Faltenwerfen vermieden wird und

man den Rock leicht zwei oder drei Mal zusammenlegen kann. Wenn das Commodenfach lang genug ist, so kann das Kleid der Länge nach darin liegen und man hat alsdann weiter nichts zu beobachten, als beim Hineinlegen der einzelnen Kleider abzuwechseln, so daß der Leib des einen auf dem Rocke des andern liegt. Ist aber das Commodenfach nicht lang genug, so legt man sie der Länge nach einmal zusammen, was auch keine Falten verursacht, wenn sie vorher glatt gelegt waren. Indeß versteht es sich, daß keine andern schweren Sachen darüber liegen dürfen.

Die Kragen, gestärkten und garnirten Mützen darf man nicht über einander legen, weil sie sonst zerdrückt würden. Man bedient sich dazu entweder flacher Commodenfächer oder Pappenschachteln. Ueber das Zusammenlegen derselben läßt sich nichts Bestimmtes angeben, weil dies von ihrer Form abhängt. Um indeß nicht zu vieler Kästchen zu bedürfen, thäte man wohl, sich einer Schachtel zu bedienen, die durch Bänder über ein dünnes Holzgestell befestigt, in mehrere Stockwerke zerfällt, die man einzeln vermittelst einer

Bandschleife herausheben kann. Die Strümpfe dürfen nie eher zusammengerollt und in die Commode gelegt werden, bis man sie alle untersucht, ob auch keine schadhaften darunter waren. Nur die unbeschädigten rolle man wie gewöhnlich zusammen, die übrigen lege man der Länge nach übereinander, um sie sobald als möglich ausbessern zu lassen.

Die künstlichen Blumen pflegt man gewöhnlich auch in Commodenkasten oder Pappenschachteln aufzubewahren. Indeß ist bekannt, daß sie oft mehr davon leiden als durch den Gebrauch; sicherer ist es, sie nicht hinzulegen, sondern den Deckel der Schachtel mit Bindfaden oder Schnuren zu versehen und sie an diesen aufzuhängen, wodurch alles Zerdrücken unmöglich wird. Das nämliche kann man auch mit den Federn machen. Man kann sie immer noch mit Seidenpapier, Flor oder irgend etwas bedecken, um sie vor dem Staub zu schützen. Diese nämliche Vorsicht ist nicht allein überhaupt bei den Pappenschachteln nöthig, in welche der Staub sehr leicht eindringt, sondern auch in den Commodenkasten, Schränken u. s. w.

Die Hüte, garnirten Kragen und dergleichen bedecke man erst mit Seidenpapier, breite hierauf ein Tuch über die Schachtel aus und dann den Deckel darüber. Wenn sie frei in einer Kammer steht, so ist es nicht übel, sie noch mit einem Tuche zu bedecken. Die in dem Schranke aufgehängten Kleider erfordern ähnliche Vorsicht; die Aermel, die am meisten ausgesetzt sind, bestecke man mit Papier und außerdem muß man im Innern des Kleiderschrankes einen Vorhang haben, der bis hinaufreicht und vorn bis dicht an die Thür. Bald wird man diesen mit Staub bedeckt sehen und ihn von Zeit zu Zeit herausnehmen und ausschütteln lassen, oder mit einem andern verwechseln. Auch das in den Commodenfächern Befindliche, seyen es Kleider oder Wäsche, bedecke man mit Tüchern und nöthigenfalls auch mit Papier.

Man thut wohl, diejenigen Artikel, deren man sich zu gleicher Zeit bedient, nicht weit auseinander zu legen, als: Hemden, Nachtkamisöler, Unterröcke. Man sondere jedes Dutzend oder auch halbe Dutzend von einander durch ein farbiges

leinenes Band oder auch nur, indem man es nach einer andern Richtung herumlegt. Wäsche kann man, wenn die Commoden und Schränke gehörig vor dem Staube verwahrt sind, in so großer Menge man will, gewaschen vorräthig haben; alle gestärkten Sachen aber leiden durch die darin befindliche Stärke und zergehen, wenn sie lange damit gelegen haben, wie Zunder; so wie sie auch leicht grau davon werden. Aber auch der Schmutz schadet der Wäsche und macht sie ungewöhnlich gelb. Es ist daher besser, die in einer Woche abgelegte schmutzige Wäsche in reines Wasser zu weichen, sie heraus zu waschen und zu trocknen, worauf man sie unbeschadet so lange liegen oder hängen lassen kann als man will, bis zur ordentlichen Wäsche. Bei gestärkten Sachen ist dies nöthig, und man muß von diesen nur so viel gewaschen und geplattet vorräthig haben, als man in den nächsten Wochen zu brauchen gedenkt. Bei der übrigen Wäsche hingegen ist es nur dann nothwendig, wenn man sehr selten eine Wäsche anstellt.

Sechstes Kapitel.

Von der Wahl der Kleider.

In der Wahl der Kleider muß man nicht allein Sorgfalt anwenden, wo es gilt, sich in Gesellschaft zu zeigen, sondern auch im Hause zu jeder Stunde des Tages, ja sogar in der Nacht. Die häufige Entschuldigung: „Niemand sieht es,“ gilt hier nichts. Wer sich einmal gewöhnt hat, zu irgend einer Zeit unordentlich oder schmutzig in der Kleidung zu seyn, wird diese Gewohnheit bald noch weiter um sich greifen lassen. Glücklicherweise sind Reinlichkeit und Ordnung in dieser Hinsicht so erfreulich, daß nicht leicht eine Frau, die von Kindheit auf daran gewöhnt wurde, sie so leicht wieder ablegen wird. Im Winter bediene man sich des Nachts eines weißen Kamisols, das man nöthigenfalls füttern lassen könnte, nur sey es weiß; ein farbiges Kamisol, gleichviel ob Kattun, oder Gingang, ist geschmacklos und gemein. Wenn das Schlafzimmer kalt ist, kann man sich auch noch eines leinenen oder mousselinenen Halstuches bedienen. Im Sommer hinge-

gen bei sehr großer Hitze könnte man das Kamisol entbehren, dann aber wäre es nöthig, sich keines gewöhnlichen Hemdes zu bedienen, sondern eines solchen, das am Halse auf Art der Männerhemden gemacht wäre, nur daß es statt des Kragens blos einen fingerbreiten Bund hätte, den man mit einer Krause versehen kann. Auch die Aermel könnten wie die polnischen oder deutschen Aermel der Männerhemden seyn (S. Handbüchlein für junge Damen oder Encyclopädie der vorzüglichsten weiblichen Arbeiten, Ilmenau bei B. F. Voigt.) Um den Kopf lege man zuerst eine Binde von Perkal, die vorn entweder gestickt oder, was sich hübscher ausnimmt, mit Spitzen oder einem gemusterten klaren Streifen besetzt ist. Diese Binde dient dazu, die aufgewickelten Locken und die Haare überhaupt fest zu halten; sie kann hinten mit einem Zuge seyn, doch ist es besser, die Enden bis auf die Breite eines Fingers ausgehen zu lassen und diese mit einem Bande zu versehen, das man vorn zubindet, wodurch das Ganze sehr fest wird. Im Winter trage man eine Mütze mit Backen darüber, im Sommer al-

lenfalls ohne Backen, doch verliert man diese leicht, besonders wenn man starke Haare hat.

Da es sehr unbequem und in manchen Fällen fast lächerlich wäre, sich früh so zu kleiden, wie man am Tage zu bleiben, oder wohl gar in Gesellschaft zu gehen gedenkt, so lege man beim Aufstehen irgend etwas sehr Einfaches, doch stets vollkommen Reinliches an: bequeme weite Schuhe, oder im Winter genähte Socken nur nicht niedergetreten oder zerrissen, ein Halbleibchen, das schnell angelegt ist und wodurch man einem unordentlichen Ansehn entgeht. Das Kleid selbst müssen die Umstände bestimmen. Wer nicht in die Küche geht, und keine kleinen Kinder hat, kann im Sommer einen weißen Morgenanzug tragen. Da aber dieser bei jeder häuslichen Verrichtung sehr leicht beschmutzt und dadurch, wie einfach er auch immer wäre, manche unnöthige Ausgabe verursachen würde, so rathe ich zu einem Kattun- oder Gingangoberrock für den Sommer und einem von gewöhnlichem Merino für den Winter. Wer bei häuslichen Geschäften selbst Hand mit anlegt, thut auch wohl, die Nachthaube aufzubehalten, damit Staub und Rauch die Haare nicht verderben.

Sobald die häuslichen Morgengeschäfte verrichtet sind, kleide man sich so an, auch selbst wenn man nicht auszugehen gedenkt, daß man allenfalls einen freundschaftlichen Besuch ablegen könnte, ohne etwas daran zu ändern; doch sei nichts Gesuchtes darin: recht weiße Strümpfe (schwarze sind nur beim Ausgehen in sehr schmutzigem Wetter, wenn man ein schwarzes oder ganz dunkelfarbiges Kleid an hat, zu verzeihen), ein Gingang- Kattun- oder Merinokleid, je nachdem die Jahreszeit ist, mit einfachem Besatz. Ein einfaches Band als Scherpe, ein Kragen, der gewaschen werden kann und wie sichs von selbst versteht, vollkommen weiß seyn muß; die Haare sorgfältig, doch ohne große Verzierung gemacht, und da, wo Kinder oder häusliche Geschäfte es nöthig machen, eine schwarze Taffet- oder Merinoschürze, die man jedoch schnell ablegt, sobald ein ceremonieller Besuch kommt. Dieß ist ungefähr die häusliche Tracht, die sich für die meisten Frauen der gebildeten Stände schickt. Seide, Mousselin u. dgl. deuten immer, bei sehr Reichen ausgenommen, oder solchen die zu einem Hofstaat gehören, auf Eitelkeit und Man=

gel an Thätigkeit. Auch einen Shawl im Hause zu tragen, deutet auf Nachlässigkeit und Trägheit. Will man noch etwas warmes am Halse haben, so trage man ein Tuch unter dem Kleide, oder höchstens ein kleines über demselben, das nicht die Taille verdeckt und die freie Bewegung hindert.

Wer gewohnt ist, in bloßem Kopfe zu gehen, und sich ohne zu großen Zeitverlust zu frisiren versteht, thut wohl, dieß, so lange es immer gehen will, beizubehalten. Die Zeit der Hauben wird ohnedieß früh genug kommen. Auch ist der bloße Haarschmuck der wohlfeilste Kopfputz, da die Hauben, in denen man ausgeht, nicht so einfach seyn können, als die, in denen man früh Geschäfte im Hause und in der Küche verrichtet.

Zu einem Morgenspatziergang ist die eben beschriebene Haustracht, so wie die Negliges und Halbnegliges, von denen weiter unten die Rede seyn wird, vollkommen hinreichend. Zu Abend- oder Nachmittagsspatziergängen hingegen wird schon etwas mehr gefordert. Manche putzen sich sogar hierzu wie zu einer großen Gesellschaft; doch empfehle ich dieß nicht zur Nachahmung. Ein zwar

gewählter, aber immer noch einfacher Anzug wird hierbei vorzuziehen und weit weniger kostspielig seyn, da man natürlich beim Spatzierengehen die Anzüge mehr beschädigt, als in einer eleganten Gesellschaft.

Was die Ballanzüge betrifft, so bestimmen hier die Umstände ebenfalls sehr großen Unterschied und man könnte füglich diese in einfache, Halbputz- und völligen Putz eintheilen. In jedem Falle sehe man, so viel als möglich, bei diesem Anzug mehr auf Leichtigkeit und zierliche Anmuth, als auf Reichthum und Glanz. Soll durchaus auch dieser gezeigt werden, so sey es in wirklichen Juwelen, nicht durch Goldblumen, Goldflitter u. dergl.

Zu dem einfachen Ballanzuge bedarf es nur schwarzer Zeugschuhe, eines Mousselin- oder Gazekleides mit einem Taffet- oder Florence-Unterkleide, einem einfachen Besatz, sowohl unten als am Leibe; ein seidenes Band als Scherpe; in den Haaren einige Bandschleifen oder höchstens Blumen, weiße Handschuhe und ein kleines übergeworfenes Gaze- oder Barège-Tuch, das man jedoch während des Tanzes selbst abnimmt.

Zu dem Halbputz gehören schon seidene Schuhe, entweder schwarze oder farbige, die zu dem Anzuge passen, ein Atlasunterkleid, ein weißes oder farbiges Kreppkleid mit einer reichern Garnitur in Krepp und Atlas untermischt. Der Leib in Draperien und nebst den Aermeln reicher besetzt. Die Haare mit Blumen und Gaze ausgeschmückt, das während der Zwischenräume des Tanzes umzuwerfende Tuch von gesticktem Zwirntulle, von Barège-Caschemir u. s. w.; der etwanige Schmuck hierzu können falsche Perlen mit einer Agraffe von Stahl, Corallen, Türquoisen oder Diamanten, nach der Farbe der Garnitur seyn.

Zum höchsten Putz gehört gleichfalls ein Atlas-Unterkleid, ein Oberkleid von gemustertem Flor, von baumwollenem oder seidenem Tulle entweder einfach oder gestickt, theils in Stahl oder Gold. Die Garnituren in Blonden mit Blumen oder Perlen und Stahl verziert. Leib und Aermel auf gleiche Weise mit Draperien von Blonden und Verzierungen gleich denen am Rocke: nur keine Blumen auf den Schultern, was höchst geschmacklos ist. Die Haare mit Perlen, untermischt mit Blu-

men oder ähnlichen Zierrathen wie bei der Garnitur; das Tuch oder Shawl von Blonden, der Schmuck, Edelsteine, die zu der Farbe der Garnitur passen.

Es bedarf wohl kaum einer Erwähnung, daß ich hier die höchst mannigfaltigen Ballanzüge nur eben angedeutet habe, um anzugeben, welchem von diesen man sich vorzüglich, nach Maßgabe seines Vermögens oder der Eleganz der Versammlung zu nähern hat. Es wäre lächerlich, bei einer einfachen Gesellschaft, den höchsten Luxus auskramen zu wollen, auch selbst, wenn unsere Einkünfte es gestatteten und eben so lächerlich für eine Frau von mäßigen oder gar geringen Einkünften, es in einer glänzenden Versammlung den Reichsten gleich thun zu wollen. Noch muß ich bemerken, daß von sehr jungen Mädchen ein einfacherer Putz erwartet wird, als von älteren oder Frauen, diese daher in einer einfachen Gesellschaft mit ihrem Anzuge auch noch hinter dem geringsten der eben angegebenen zurückbleiben können, so wie natürlich der Luxus noch weit über den hier als höchsten Putz angegebenen hinaus kann.

Was nun den Anstand bei dem Ballanzuge betrifft, so gab es Zeiten, wo die Sittsamkeit meistens aus demselben verbannt war, und wenn sie auch jetzt mehr darin vorherrscht, so ist das eine Mode, die leider auch wieder einmal vorübergehen könnte. Möchte sie nur recht dauernd seyn! Jede Frau kann das Ihrige dazu beitragen.

Noch bleibt mir eine Kleinigkeit zu bemerken übrig. Es sind seit einiger Zeit lange weite Aermel zu den Bällen aufgekommen; doch empfehle ich diese nicht, man müßte denn einen ganz häßlichen Arm haben und selbst dann, wenn er bloß roth und nicht zugleich über die Gebühr mager und übel geformt wäre, thäte man immer noch besser, sehr lange Handschuh zu tragen. Bei einem hübschen Oberarm sind Handschuh, die nur bis zum Ellenbogen reichen, mehr zu empfehlen.

Die Anzüge zu Morgenversammlungen, Mittags- und Abendgesellschaften richten sich ebenfalls nach der Menge, und dem Range der Gäste, der genauern Bekanntschaft, in der man mit ihnen steht, der Ceremonie, die in dem Hause herrscht u. s. w. Sie können auch füglich in Neglige, Halbneglige,

einfachen und höchsten Putz zerfallen. Zu dem ersten gehört, nach der Jahreszeit oder den Umständen, ein seidener oder weißer Oberrock mit oder ohne Stickerei, im letzten Falle aber mit einer weißen Garnitur oder auch allenfalls nur ein Gingangkleid oder Oberrock; im Winter kann es ein wattirter seidener oder Merinooberrock seyn. Dieser Anzug paßt indeß nur zu einer Morgengesellschaft unter Freunden.

Das Halbneglige hätte früher, als der Luxus noch nicht so hoch gestiegen war, schon für vollendeten Putz gegolten. Es gehören dazu schön besetzte oder gestickte Kleider von feinem Percal, Merino oder Taffet, mit nicht gar zu einfacher Garnitur, gedruckter Mousselin und andere Modezeuge, Hüte und Tücher die dazu passen; im Winter Pelzpalatine, im Sommer italienische Strohhüte u. s. w. Man sieht, dieß könnte recht gut schon für Putz gelten; auch kann man sich desselben bei einem Mittagsessen von wenigen Personen, beim Spaziergange u. s. w. recht gut bedienen.

Zu dem halben Putz gehören schon reichere

seidene Zeuge; auch wohl Sammet; im Sommer Barège oder Indischer Mull; zum Kragen Tulle oder Blonden; als Kopfputz, bloße Haare mit Band= oder Gazeschleifen oder elegante Barets. Zu einer eleganten Gesellschaft nimmt man ungefähr dasselbe, nur reicher, Auch gehört hierzu ein Kopfputz von Blonden mit Blumen, ein Sammet-Aufsatz mit Gold= oder Stahlverzierungen, großen Federn u. s. w. oder äußerst elegante Hüte mit Blumen,

Zum Neglige oder Halbneglige wäre es lächerlich, Edelsteine zu tragen; höchstens hat man dabei eine Uhr oder Lorgnette entweder an einem schwarzen Bande oder an einer Gold= oder Stahlkette. Bei dieser Art von Tracht ist auch immer ein Strickbeutel, den auf Bällen ein bloßes Schnupftuch ersetzt, nothwendig und es versteht sich, daß die Eleganz oder Einfachheit desselben sich nach dem Anzuge richtet.

Die Mode versetzt manche Dinge, die an und für sich gleich sind, in verschiedene Abtheilungen des Putzes. So gehören die Schleier von weißem oder farbigem Flor, die Halbschleier von Tulle

und sogar von Blonden, wenn sie mit einem durchgezogenen Bande am Hute befestigt sind, zum Halbneglige, die rings herum gestickten aber, die man über den Hut wirft, gehören zum Putze. Hauben von Flor, wie elegant sie auch seyn mögen, sind kaum Halbneglige; die ihnen ähnlichen Barets aber gelten als Putz. Auch die Spenzer, selbst von den reichsten Zeugen, so wie die Blousenkleider mit Falten am Vorderblatte gehören immer nur zum Neglige oder Halbneglige.

Schon weiter oben ist gesagt worden, daß junge Mädchen sich einfacher kleiden, als verheirathete Frauen, zumal in der ersten Jugend. Wenn sie erst in den Zwanzigen sich befinden, besonders über das fünfundzwanzigste Jahr hinaus, fangen sie freilich auch an, im Putz den Verheiratheten gleich zu kommen, ungeachtet sie wohlthäten, sich desselben zu enthalten. Natürlich kommt es auch hier sehr auf die Umstände und Einkünfte an; indeß sind einige Dinge auch den reichsten Unverheiratheten durch die Mode untersagt, oder man spottet wenigstens darüber. Dazu gehören: ganz elegante italienische Strohhüte, (die großen runden

jedoch abgerechnet) große Federn, elegante Barets, große Tulle- oder Blondenschleier, rings herum gestickt und ohne Zug, Caschemir-Schawls, Edelsteine, ächte Perlen u. s. w. Von Schmuck dürfen sie nur Stahl, Korallen, Türquoisen, unächte Perlen u. s. w. tragen. Ein sehr vernünftiger Grund dieses Unterschiedes liegt nicht allein darin, daß Jugendfrische der Ausschmückung bei weitem weniger bedarf, sondern auch daß, der künftige Stand, den das junge Mädchen nach ihrer Verheirathung annehmen wird, sich noch auf keine Weise bestimmen läßt und es weit leichter ist, in der Eleganz des Putzes vorwärts als rückwärts zu schreiten. Da nun überdieß der Verheirathung gewöhnlich Geschenke in dieser Art vorangehen oder nachfolgen so bliebe hier zu wenig übrig, wenn ein junges Mädchen alle diese Dinge schon vorher haben sollte, und würde jeden vernünftigen Bewerber abschrecken, da sich mit Recht von einer, schon in der Jugend nach höchster Eleganz Strebenden, späterhin weder Maaß noch Ziel darin erwarten läßt.

Die Traueranzüge haben ebenfalls verschiedene Grade und richten sich nach der nahen Verwand-

schaft der Personen, um die man trauert. Zur tiefsten Trauer, in der es nicht erlaubt ist, weder Schauspiele noch Bälle, noch große Gesellschaften zu besuchen, und man sogar in den ersten Wochen gar nicht auszugehen pflegt, gehören nur schwarzwollene Kleider ohne Besatz, ein schwarzer Schawl ohne Kante, ein schwarzes Halstuch oder Kragen, nebst einer Mütze von schwarzem Krepp, Handschuhe, Schuhe und Strümpfe schwarz und gar nichts von Schmuck, höchstens ein stählernes Gürtelschloß. Natürlich würde eine solche Gestalt sich in einer bunten, reichen Gesellschaft sehr sonderbar ausnehmen, auch wenn der Verlust sie nicht hart genug betroffen hätte, um ihr die Freude daran zu benehmen.

Zur zweiten Trauer können es schon seidene Kleider mit Garnituren seyn, Kragen von Gaze oder Tulle, seidene = oder Sammethüte und als Schmuck Perlen oder später weiße Edelsteine.

Zur Halbtrauer gehören meist nur schwarzgemischte Zeuge, Grau oder Lila, das ins Grau fällt, auch weiße Kleider mit schwarzem Gürtel, graue oder weiße Hüte mit schwarzer Verzierung oder

auch wohl graue, ins Lila fallende. Will man endlich gegen Ende der Trauer in eine glänzende Gesellschaft oder auf einen Ball gehen, so muß man ganz in Weiß seyn, entweder Flor, Seide oder Mull, so reich oder einfach garnirt als man will; nur muß es immer weiß seyn mit Atlas, Silber, ja sogar weißen Blumen, doch ohne grüne Blätter; als Schmuck kann man Brillanten oder Perlen tragen, Cameen von bronzirtem Eisen gelten jedoch für vorzüglicher.

Wohnt man während der Trauer einer Hochzeit bei oder verheirathet sich, was während der tiefen Trauer nicht schicklich wäre, so legt man sie auf den einen Tag ab. Verbindet man sich mit einem Manne der Trauer hat, so legt man sie den Tag nach der Hochzeit gleichfalls an; um sie so lange als er zu tragen; er müßte denn um eine Frau getrauert haben, weil in diesem Falle auch er die Trauer nicht wieder anlegt.

Nicht bloß Alter und Stand, sondern auch Wuchs, Gesichtsbildung, Farbe des Haars u. s. w. machen eine große Verschiedenheit im Anzuge nöthig und wenn man so viele Frauen unvortheil-

haft gekleidet sieht, so kommt es daher, weil die allmächtige Mode ihnen so oft dieselbe Form der Hüte und Kleider, dieselben Farben und Zierrathen, die der einen sehr gut, der andern aber abscheulich stehen, zuertheilt. Ehe man daher eine Mode nachahmt, prüfe man wohl, ob sie auch bestehen wird und entziehe sich ihr im entgegengesetzten Falle, so lange als möglich. Kann man dieß endlich nicht mehr, so mildere man sie wenigstens, so viel es sich thun läßt.

Wenn man ins Alter überzugehen anfängt, thut man wohl, sich nicht lange in bloßem Kopfe zu zeigen und Blumen, Pelerinen und alles, wodurch der Wuchs zu sehr gezeigt wird, aufzugeben. Für ernste und edle Züge schicken sich Barets und andere Aufsätze der Art mit Federn, besonders lang herabhängenden; die Stirn sey so frei als möglich, das Haar mit Stahl-, Gold- oder Silberschmuck verziert, je nachdem die Mode es verlangt; der Hals, besonders wenn er ein wenig lang oder gar mager ist, stark mit Garnituren, etwas hohen Kragen u. s. w. versehen. Entspricht die Gestalt dem Gesicht, ist sie groß und imposant, so trage man

etwas lange Kleider mit hohen Garnituren, große Shawls, weite Mäntel u. s. w. Für eine kleine zierliche Gestalt hingegen passen kürzere, leichtere Kleider mit sehr niedrigen und schmalen Garnituren, Pelerinen, nicht zu große herabhängende Kragen, vorzüglich gezackte; kleine Shawls, Mäntel so wenig als möglich, Hüte und Kopfputz mit Blumen und zwar kleinen Blumen, auch wenn die Mode dagegen wäre.

Starke Personen müssen dunkelfarbige Kleider mit etwas eng anschließendem Leibe und nur leicht besetztem Kragen wählen, weil man darin weniger stark erscheint. Aus demselben Grunde thun sehr magere Personen wohl, weiße und helle Farben überhaupt mit drappirtem oder faltigem Leibe und mehrfach besetztem Kragen zu wählen. Für dunkelbraune oder schwarze Haare steht jede Art von Gelb, sowohl in den Kleidern als Garnituren; besonders gelbe Blumen nehmen sich hübsch aus in schwarzen Haaren, dahingegen sie in blonden Haaren abscheulich aussehen. Andererseits sind Hellgrün, Lila, Rosenfarb so ziemlich für alle, doch mehr für die Blonden; Schwarz,

Braun, Violett und Dunkelblau, die den Blonden vorzüglich gut stehen, geben den Braunen ein hartes und böses Ansehen. Die schottischen Farben, in denen roth und grün vorherrscht, stehen den Blonden sehr gut, den Braunen schlecht; Roth, vom Ponceau bis zum blassesten Rosenfarb, nebst Weiß, stehen allen Frauen, nur nicht denen mit ganz schwarzem Haar und gelber Gesichtsfarbe; dem hellbraunen Haar hingegen stehen auch fast alle Farben, besonders das Himmelblaue. Blaßblau steht nach der Meinung Einiger den Blonden, nach Andern den Braunen besser. Das letzte steht auch den röthlichen Haaren sehr gut. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß die Farbe des Schmucks sich ebenfalls hiernach richten muß und die Blonden demnach weder Bernstein, noch mattes Gold tragen dürfen, das sowohl dem hellen als dunkelbraunen Haar und besonders dem schwarzen sehr gut steht; Diamanten allein passen für Alle ohne Ausnahme. Auch auf die frische Farbe oder Blässe des Gesichts muß man bei der Wahl der Farben Rücksicht nehmen. Sehr blassen Gesichtern ist Roth aller Art zu em-

pfehlen, Blau und Lila hingegen machen sie noch blässer.

Fast alle Moden werden im Anfang übertrieben, obwohl nicht alle lange dauern. Schönheit oder Häßlichkeit bestimmen übrigens weit weniger die Dauer derselben, als die Laune. Ich rathe daher, mit der Annahme der auffallenden neuen Moden zu warten, bis sie erst ein wenig begründet sind. Ohne diese Vorsicht wird man eine ungeheure Menge Geld umsonst verschwenden, da die ersten Moden gewöhnlich mit dem Doppelten, ja Dreifachen ihres Werths bezahlt werden. Auch empfehle ich sehr, die oft so übertriebenen und wunderlichen Formen nicht gleich blindlings anzunehmen, besonders wenn sie von der Art sind, daß man sie, sobald die Mode vorüber ist, nicht mehr tragen könnte. Man wähle die Farbe des Zeugs, ohne sich ganz von der Mode zu entfernen, doch mehr dem gemäß, was uns gut steht; die Muster so, daß sie nichts Auffallendes oder Barokes haben: so werden sie gewiß, wenn auch nicht nach der neuesten Mode, doch nie ihr ganz entgegen und nicht lächerlich erscheinen. Die

Hauptkunst der Toilette besteht darin, die Annehmlichkeiten, die man besitzt, auf eine natürliche und ungezwungene Weise geltend zu machen und das Unangenehme zu verdecken. Es ist daher nicht einmal räthlich, selbst das unbedingt nachzuahmen, was uns an Andern sehr gefallen hat; denn es folgt noch nicht daraus, daß es auch uns stehen wird. Wer eine dürre, lange oder zu große Hand hat, suche sie auf irgend eine Weise ein wenig zu verdecken, auch wenn die Mode einen glatten und enganschließenden Aermel vorschreibt. Auf gleiche Weise verfahre man mit dem Schnitt des Leibes, und lasse diesen nie so kurz werden, daß der Gürtel gleich unter dem Arm befindlich ist, wie ehemals, noch auch so lang, daß er den Hüften zu nahe kommt, was besonders bei schlanken und magern Personen lächerlich werden kann. Eben so suche man die Achselstücken genau an den Rand der Achsel schließen zu lassen. Sind sie zu sehr hinaufgezogen, so machen sie, daß die Brust verengt erscheint; wenn sie hingegen ganz herunter gehen, so daß die Schulterknochen hervortreten, so gewährt dies einen höchst ungraziösen Anblick,

den nur die Gewohnheit erträglich machen kann. Bei einem durchsichtigen Kleide, oder wenn man nicht noch mit einem dichten Kragen versehen ist, widersetzt sich überdies nicht blos der Geschmack, sondern auch der Anstand, den eine Frau nie aus den Augen verlieren soll, dieser Mode.

Auch in der Länge des Kleides folge man mehr der Vernunft, als einer übertriebenen Mode. Bald fordert diese Kleider, die fast auf der Erde schleppen, was ein schwerfälliges Ansehen giebt, die Kleider sehr verdirbt und besonders bei schmuzzigem Wetter in nicht geringe Verlegenheit setzt. Unmittelbar darauf sollen die Kleider wieder kaum bis an die Knöchel gehen, was einem das Ansehen einer Seiltänzerin giebt, und wenn nicht ein besonders zierlicher Fuß sich so ganz frei zeigt, wahrhaft verhäßlicht. Die Mittelstraße zwischen beiden wird nicht allein jenen Uebelstand vermeiden, sondern auch die Mühe des Aenderns ersparen, falls die eine Mode zu sehr veraltet seyn sollte.

Was die Garnituren betrifft, so ist der Luxus jezt hierin so gestiegen, daß diese oft mehr kosten,

als das Kleid selbst; man vermeide jedoch so viel möglich das Uebermaaß, und lasse wenigstens, besonders wer von kleiner Gestalt ist, sie nicht zu hoch hinaufsetzen, und an Kleidern, die durchaus reich garnirt seyn müssen, setze man sie lieber so dicht als möglich an einander, damit sie nur nicht bis zum Knie oder gar darüber hinausreichen. Auch größere Personen, die ihre Röcke weiter hinauf besetzen können, müssen sich davor hüten, diese Breite dadurch hervorzubringen, daß sie die Besatze weiter auseinander bringen; dies sieht zugleich ärmlich und prunksüchtig aus. Will man durchaus das Kleid breiter hinauf besetzt haben, so wende man etwas mehr Zeug daran, um eine oder zwei Reihen Garnitur mehr zu machen; außerdem begnüge man sich mit einem schmalen Besatze.

Bei Oberröcken, da diese nie zum Putz gehören, braucht auch die Garnitur nicht reich zu seyn, obwohl eine gewisse Eleganz, bei den seidenen besonders, zu empfehlen ist. Will man sich die Mühe des beständigen Zuknöpfens ersparen, so kann man zwei Dritttheile der Länge des Rocks zusam-

men nähen lassen, wodurch überdies das Vorderblatt, so wie der Besatz auf demselben, weniger betastet und folglich geschont wird. Bei einem solchen, wo beide Flügel besetzt sind, ist das Zusammennähen sogar nothwendig, weil man außerdem eine unendliche Menge Knöpfe oder Häkchen brauchte, um das Auseinanderfahren zu verhindern. Es versteht sich, daß man einen solchen Oberrock nicht brauchen kann, um ihn über ein Kleid zu ziehen und in einem fremden Hause abzulegen; zu diesem Zwecke sind überhaupt Mäntel passender und jetzt auch gewöhnlicher, als Oberröcke.

Siebentes Kapitel.

Von der äußern Haltung.

Eine gute Haltung ist nicht nur unerläßlich nothwendig, um wirkliche Schönheit zu vollenden oder den Mangel weniger fühlbar zu machen, sondern sie deutet auch zugleich den Grad der Erziehung, der Ordnung, Sittsamkeit und Würde an. Gleich fern von Gemeinheit und Ziererei scheint edler und leichter Anstand so einfach, daß man

beim ersten Anblick es für lächerlich halten sollte, Regeln darüber geben zu wollen; indeß giebt es ihrer dennoch und zwar sehr wesentliche. Die weitere Ausbildung desselben können wir uns freilich nur durch aufmerksame Beobachtung fein gebildeter Personen aneignen, so wie die natürliche, moralische Stimmung auch sehr viel dazu beiträgt.

Die gute Haltung der Füße hat wesentlichen Einfluß auf die gute Haltung des Körpers überhaupt. Beim Stehen darf man sie nie anders, als in der dritten Position halten (wer auch nur eine einzige Tanzstunde in seinem Leben gehabt hat, wird wenigstens doch die Positionen kennen). Das Einzige, was man sich erlauben darf und was auch schon hinreichende Erleichterung gewährt, ist, abwechselnd den rechten oder linken Fuß vorzustellen. Nie aber darf man mit einem vorgestreckten Fuße auf den andern gestützt dastehen, was eine sehr gewöhnliche Männerstellung ist und eben darum den Frauen nicht steht. Beim Sitzen stelle man die Füße entweder auf gleiche Weise oder auch den rechten über den linken gelehnt und seitwärts auf die Spitze gestellt, wodurch, wenn der Rock die

Hälfte des Fußes verbirgt oder nur die Spitze hervorragen läßt, derselbe recht klein und zierlich erscheint. Nur muß man sich hüten, dabei den Strumpf des einen Fußes mit dem Schuh des andern zu berühren, was ihn beschmutzen würde. Beim Gehen muß man natürlich die Füße auswärts halten und etwas mehr auf den Spitzen, als den Fersen, dies letzte jedoch nicht zu auffallend, weil es nicht nur zu ermüdend wäre, sondern auch ein geziertes Ansehen gäbe.

Die Knie darf man zwar nicht einwärts, aber auch nicht zu sehr auswärts auf Männerart oder gar beim Sitzen weit auseinander halten, sondern so zwanglos als möglich, nur wenig auseinander. Sie beim Sitzen übereinander zu schlagen, ist höchst gemein und hat sogar oft nachtheilige Folgen für die Gesundheit.

Die gute und ungezwungene Haltung der Arme ist schon schwieriger und erfordert mehr Aufmerksamkeit. Ein großer Fehler ist es, sie so zu verschränken, daß der eine Ellenbogen in der andern Hand ruht, die ausgebreiteten Hände beim Sitzen über den Knie'n zu halten, vorzüglich aber sie über-

mäßig zurück zu halten und dabei dicht an den Körper zu schließen, wodurch die Ellenbogen hinten zwei scharfe Ecken bilden, was geziert und gemein zugleich aussieht. Man darf sie jedoch so wenig als die Finger ganz steif herunter hängen lassen, sondern den Ellenbogen ein wenig runden. Die beste Weise ist, sie etwa in gleicher Höhe mit dem Gürtel zu halten, die Hände halb übereinander gelegt oder eine in der andern; doch müssen die Hände dabei eine gleiche Linie mit dem Arme bilden und dürfen nicht herunter hängen; dies Letzte sieht höchst einfältig aus. Mit dieser Stellung muß natürlich zuweilen abgewechselt werden, wobei man wechselsweise den einen Arm in der vorigen Stellung behalten, den andern wohlgerundet herunter hängen lassen kann.

Die Schultern müssen gehörig herunter, die Brust vorgehalten werden, doch ohne Uebertreibung. Es ist dazu nöthig, sowohl das Kreuz, als den Hals recht gerade zu tragen. Die Haltung dieses letztern ist höchst wichtig für den ganzen Wuchs wie für den Ausdruck des Gesichts. Biegt man ihn vor, so wird dadurch der ganze Wuchs

gekrümmt, das Kinn spitzig und der Ausdruck verlegen und einfältig. Biegt man ihn zu sehr zurück, so schwillt der Hals an, als wenn man einen Kropf hätte und giebt einem überdies ein unbehagliches, gezwungenes Ansehen. Hält man ihn jedoch ohne alle Bewegung zu gerade, so ist dies ebenfalls steif und ungraziös. Es ist also nöthig, ihn nicht nur gerade zu halten, sondern auch noch zuweilen, doch gleichfalls ohne Ziererei, unmerklich nach der einen oder andern Seite hinüberzubiegen. Man hüte sich jedoch auch, mit den Bewegungen desselben zu verschwenderisch zu seyn. Sind diese Bewegungen hurtig, so mangelt ihnen die Schönheit und sie geben uns ein leichtfertiges Ansehen. Sind sie langsamer, gerundeter und folglich schöner, so geben sie ein theatralisches, berechnetes Ansehen, auch selbst wenn sie uns so natürlich geworden, daß wir gar nicht mehr daran denken.

Von den Bewegungen des Körpers überhaupt lassen sich keine Regeln angeben. Man kann nur das andeuten, was zu vermeiden ist. Dazu gehört das Trommeln mit den Füßen, das Fechten mit den Armen, das Aufschlagen auf den Tisch,

das laute Zusammenschlagen der Hände, das Wakkeln mit den Knie'n, das Reiben der Hände oder Ziehen der Finger, das Zurücklehnen auf einem Stuhle, besonders beim Lachen, das laute Lachen überhaupt u. s. w. Alle diese Dinge und manche andere noch, können Männer sich wohl erlauben, wenn auch nicht überall und zu jeder Zeit, Frauen aber nie, auch nicht im vertrautesten Zirkel.

Da nun aber, wenn man sich einmal Einiges davon angewöhnt, eine beständige Aufmerksamkeit auf sich selbst, besonders bei lebhaften Personen, nöthig wäre, um nicht in einen oder den andern Fehler der Art zu verfallen, und diese stete Aufmerksamkeit wieder etwas Gezwungenes giebt, so sehe man ja bei Mädchen früh darauf, daß ihnen eine anständige Haltung zur Gewohnheit werde und sie, wenn auch keine graziösen Bewegungen (haben sie diese nicht von Natur, so suche man sie wenigstens Kindern noch nicht anzuerziehen, man würde nichts aus ihnen machen, als unleidliche Affen), doch wenigstens keine gemeinen und unanständigen Bewegungen annehmen. Dies würde ihr Benehmen später, beim Eintreten in die große

Welt, sehr erschweren, und sie würden, wenn diese Dinge dann erst erworben werden sollten, vielleicht auf ihre ganze Lebenszeit etwas Steifes oder Geziertes behalten.

Damit meine ich jedoch keineswegs, ein beständiges Hofmeistern an der Stellung der Kinder; man dulde nur durchaus keine unanständigen, auch keine zu gebückten Stellungen beim Schreiben oder Handarbeiten, und übrigens lasse man sie ungestört, sowohl beim Arbeiten als beim Spiel. Haben sie von Natur eine gar zu krumme oder ungeschickte Haltung, so wende man lieber täglich eine Viertel-, oder allenfalls auch halbe Stunde ganz eigens darauf, besonders wenn sie die Brust sehr einziehen, da dies zu nachtheilig auf die Gesundheit wirkt und am schwersten zu bekämpfen ist. Man bediene sich hierzu eines kleinen viereckigen, abgestumpften Bretchens mit einer armlangen Latte an jeder Seite, dick und fest genug, um nicht zu biegen; dieses Bretchen halte man über die Schulterknochen auf den Rücken und lasse das junge Mädchen mit ausgestreckten Armen das Ende der Latten von unten auf fassen, und so ent-

weder im Zimmer oder, wenn man es unbeobachtet im Freien haben kann, so lange herumgehen, als man will oder vielmehr als sie es aushalten kann, da die Stellung etwas ermüdend ist. Man bleibe indeß immer dabei gegenwärtig und sehe darauf, daß zugleich der Kopf gerade und in gehöriger Stellung gehalten werde. Wiederholt man dies täglich ein- oder einigemal, so wird man bald die vortheilhafte Wirkung davon gewahr werden. Da indeß gebückte Stellung oder eingezogene Brust bei Kindern oft von Schwäche herrührt, so muß man zugleich Brust und Rücken täglich mit kaltem Wasser waschen oder, was noch besser ist, mit einem Aufguß von Wein auf stärkenden Kräutern oder auch allenfalls nur mit bloßem Wein oder Branntwein.

Durch Anwendung dieser beiden Mittel, des Bretchens und des stärkenden Waschens, wird man auch gewiß dem besonders jetzt so gewöhnlichen Hervortreten der einen Schulter zuvorkommen und es sogar heben, wenn es nicht schon sehr schlimm geworden; wenigstens sind mir viele Beispiele vorgekommen, wo man dies mit diesem so einfa-

chen Mittel wirklich zu Stande brachte. Es versteht sich, daß ich nicht von wirklichen Verkrüppelungen durch Verrenkung, Fall u. s. w. rede, sondern nur von dem durch schiefe Haltung, öfteres Heben und Tragen auf einer Seite u. dgl. erzeugten Hervortreten der einen Schulter, was dennoch, wenn man nicht bei Zeiten darauf achtet, eine wahre Unform werden kann. Um diesem Uebel zu entgehen, gestatte man auch Kindern nicht, sich in schiefer Stellung anzulehnen.

Zu den für unanständig gehaltenen Bewegungen gehört auch, jemanden anzustoßen, um seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, besonders wenn man nicht recht genau mit den Personen bekannt ist, und selbst bei Bekannten darf man sich nur ein bloßes Berühren mit der Hand erlauben, nicht aber ein Anstoßen des Ellenbogens oder einen Schlag auf die Schulter. Auch das Aufstützen des Kopfs auf die Hand, das Auflehnen der Arme bei Tische, sind Dinge, die man sich in Gegenwart eines Fremden nie erlauben darf.

Zweite Abtheilung.

Die Hausfrau am Nähtische.

Achtes Kapitel.

Verfertigung der Corsets oder Schnürleiber.

In dem Handbüchlein für junge Damen (Ilmenau bei B. F. Voigt) ist schon zur Gnüge von Handarbeiten aller Art die Rede gewesen, und die Verfertigung derselben, so weit sich dies aus einem Buche lernen läßt, von den mühsamsten Stickereien u. dgl. bis zu dem Nähen und Zuschneiden der alltäglichsten Wäsche beschrieben worden; auch soll hier nur noch von einigen Dingen die Rede seyn, die eine Hausfrau in Stand setzen können, manche kleine Ersparnisse zu machen.

Die lächerlichen und beschwerlichen Panzer, in welche die Frauen sich früher einzwängten, waren zugleich so mühsam zu verfertigen, daß man sich dieselben nicht füglich selbst machen konnte.

Die jetzigen Corsets hingegen sind so einfach, daß man bei einiger Sorgsamkeit recht gut mit der Sache zu Stande kommen kann. Das Zeug hierzu muß vorzüglich fest und dauerhaft seyn, selbst die stärkste Leinwand zieht sich zu leicht. Man nehme also lieber Rips, ohngeachtet sich dieser nicht sehr gut nähet. Will man indeß durchaus Leinwand oder Nanking haben, was auch ziemlich gewöhnlich ist, so müssen sie wenigstens gefüttert werden, und immer würde englisch Leder noch vorzuziehen seyn.

Es giebt sehr verschiedene Arten Corsets, alle jedoch bestehen aus zwei der Länge nach geschnittenen Hintertheilen (s. Fig. 1.), aus einem oder zwei gleichfalls in die Länge geschnittenen, aber viel breiteren Vordertheilen (Fig. 2.), aus zwei auf einer Seite ausgeschweiften Schulterstücken (Fig. 3.), aus zwei oder mehrern unteren Seitenzwickeln (Fig. 4.) und endlich aus kleinen Zwikkeln an der Brust (Fig. 5.).

Zuerst schneide man sich ein Muster von Papier, was man sehr leicht nach einem schon fertigen Corset machen kann. Dies Muster lege man

auf das Zeug und zwar so, daß das schmalere Ende des einen neben dem breiteren des andern Stücks liege, um so viel Zeug als möglich zu ersparen. Auch vergesse man nicht, rings herum so viel zuzugeben, als die Naht beträgt oder von dem Zeuge umgeschlagen wird. An den hintern Theilen muß man ein zwei Zoll breites Stück in der Weite zugeben, das umgeschlagen und noch mit neuer Leinwand, oder besser mit einem breiten Bande gefüttert wird, sowohl um das Fischbein aufzunehmen, als den Schnürlöchern bessern Halt zu geben. Besteht das Vordertheil aus zwei Stücken, so wird ebenfalls da, wo es in der Mitte durch eine Nath verbunden ist, auf jeder Seite ein Zoll breit zugegeben und umgeschlagen, was darum geschieht, weil an dieser Stelle das Blankscheit das Zeug sonst zu leicht zerreiben würde. Außerdem muß diese Stelle noch mit einem Stück Leinwand oder Band in der Breite und Länge des Blankscheits gefüttert werden. Nach dem Zuschneiden hefte man erst die einzelnen Stücke mit kleinen Stichen, um es anprobiren zu können, das Schulterstück aber nur an dem breiten Ende, um an

dem Leibe selbst messen zu können, wie lang es seyn muß, zu welchem Ende man es etwas länger schneiden muß, als eben nöthig wäre. Auch die Schnürlöcher steche man mit einer Pfrieme und lasse sich es dann von einer Person anlegen, die damit umzugehen versteht, wenn man dies nicht selbst an einer andern von völlig gleichem Wuchse vornehmen kann. Finden sich viel Fehler zu verbessern, so thut man wohl, es zum zweitenmal anzuziehen, ehe man es fertig nähet, was hierauf folgendermaßen geschiehet.

Die beiden Vordertheile, wenn man diese nicht im Ganzen geschnitten hat, werden mit Hinterstichen zusammengenähet, die andern Stücke hingegen, sowohl das Einsetzen der Zwickel, als auch das Zusammennähen der Hinter- und Vordertheile u. s. w., werden gesteppt.

Außerdem wird nun noch ein schräges Stück sowohl oben als unten an die Stelle der Schnürbrust genäht, wo die Enden des Blankscheits sich befinden (Fig. 6.). Das Band, das als Unterfutter des Blankscheits dient, geht in der Mitte über dasselbe weg; an beiden Seiten hingegen

werden schräge Reihen genäht, um ein Fischbeinstäbchen hinein schieben zu können. Man thut wohl, diese Reihen erst, nachdem man das Fischbein hineingeschoben, zu heften, dann das Fischbein wieder heraus zu ziehen und längs dem Heftfaden hin zu steppen. Das Band, das als Unterfutter für das Blankscheit dient, muß wenigstens um drei Zoll länger seyn als die Schnürbrust, damit man es an beiden Enden umschlagen könne, weil es da dem Reiben zu sehr ausgesetzt ist. Manche versehen es auch oben und unten mit einem Stück weißen Leder. Es versteht sich von selbst, daß dies mit Seitenstichen aufgenäht werden muß. Oben hingegen näht man es mit zwei Reihen Hinterstichen auf der rechten Seite fest, von denen die zweite mehr oder weniger vom Rande entfernt ist, je nachdem man das Blankscheit hoch hinauf haben will oder nicht.

Zu dem hinteren Fischbein näht man gleichfalls einen Zug von Leinwand oder Band und macht dann die Schnürlöcher dicht daran. Die Zahl derselben muß auf beiden Seiten gleich seyn, doch dürfen sie nicht einander gerade gegenüber

stehen, sondern das untere Ende der linken Seite hat ihrer zwei nahe an einander, so wie das obere Ende der rechten Seite wieder zwei näher stehende hat. Nach diesem allen nun faßt man die Schnürbrust mit Band ein, wobei man sich in Acht nehmen muß, dasselbe nicht zu sehr auszudehnen. Am untern Ende muß man auch noch darauf achten, den Zug zu dem Blankscheit, so wie die zu dem hintern Fischbeine nicht zuzunähen, weil man dieses nicht eher einschiebt, als bis alles fertig ist. Zuweilen wird auch noch an andern Stellen der Schnürbrust Fischbein eingenäht, doch ist dies nicht nöthig. Manche Schnürleiber bestehen auch, außer den Hinter- und Vordertheilen, noch aus Seitentheilen, doch ist die Art des Verfahrens immer dieselbe. Sehr hübsch ist es auch, wenn das Corset, wie es zuweilen geschieht, oben an der Brust mit einem gestickten Streifen Percal von einer Achsel zur andern versehen ist. Dies erspart die Nothwendigkeit, immer einen Kragen unter das Kleid zu thun, wenn dieses ein wenig durchsichtig ist. Da sich aber diese Streifen viel leichter beschmutzen, als die Schnürbrust selbst, so

muß man ihrer mehrere vorräthig haben und sie nur auf der linken Seite anheften, damit man sie leicht abtrennen und waschen lassen kann. Die gefütterten Corsets brauchen nicht mit Band eingefaßt zu werden, sondern man schlägt nur das Oberzeug und Unterfutter um und staffirt es. *) Diejenigen indeß, die man wegen der Unhaltbarkeit des Zeugs füttert, müssen, wie die einfachen, ein Band zum Zuge für das Blankscheit und Fischbein haben. Bei festem Zeuge hingegen kann dieser Zug zwischen dem Oberzeug und Unterfutter sich befinden.

Die Halbleibchen, die sehr zu empfehlen sind, um sich Morgens schnell anzukleiden, ohne ein unordentliches Ansehen zu haben, werden oben ganz so geschnitten, wie die andern, doch sehr viel kürzer, nur etwa anderthalb Zoll tiefer, als die Spitze der obern Zwickel; unten bedürfen sie daher derselben gar nicht. An jedem Hintertheile nähe man einen etwa eine halbe Elle langen

*) Die Erklärung dieser Ausdrücke finden diejenigen, die sie nicht kennen sollten, in dem Handbüchlein für junge Damen.

Streifen, der an einem Ende fast so breit, als die Schnürbrust hinten lang, an dem andern Ende aber nur etwa einen Zoll breit ist; an diesem Ende werden die Streifen mit einem starken Bande versehen, so daß man, statt sich zu schnüren, die Hintertheile nur kreuzweis übereinander schlägt und vorn zubindet. Ein Blankscheit haben diese Halbleibchen nicht, sondern nur vorn zwei oder drei Fischbeinstäbchen, hinten aber nichts.

Auf ähnliche Weise kann man auch Corsets von gewöhnlicher Länge machen, anstatt eines Streifens ihrer sechs bis acht daran nähen, um die Hülfe beim Schnüren entbehren zu können. Zum Selbstschnüren ist auch folgende Weise zu empfehlen: Man schneide so viel Stücke feste Plattschnur oder Schnürband, als sich Schnürlöcher in dem Corset befinden, und zwar jedes etwa eine halbe Elle lang und nähe diese vor jedem Schnürloch fest. Dann ziehe man die Schnuren der rechten Seite durch die Schnürlöcher der linken, so wie jene durch die der rechten, nähe alle Enden einer Seite an einem starken Bande mit Hinterstichen fest, worauf man dann, wenn man

das Corset anlegen will, es nur weit auseinander ziehen darf, es über den Kopf schieben und dann das Band von jeder Seite anziehen und vorn zusammenbinden oder es auch allenfalls mit Heft und Schlinge versehen kann. Wenn es indeß überhaupt ungesund ist, sich fest zu schnüren, so ist es das ganz vorzüglich auf diese Weise, weil alsdann das vorn gebundene Band noch mehr als gewöhnlich preßt.

Eine sehr hübsche Art von Corsets sind die elastischen, in denen der bekannte spiralförmig gewundene Kupferdraht auf gleiche Weise, wie das Fischbein, eingenäht wird, nur daß man nicht, wie beim Fischbein, dieses wieder heraus zu ziehen braucht, um es zu nähen, sondern immer neben demselben fortnäht. Man kann diese Corsets entweder blos vorn und hinten, oder auch ganz und gar elastisch machen. Oben und unten muß man indeß den Draht ein wenig anziehen, ehe man ihn befestigt, doch nicht zu stark, denn in beiden Fällen geht sonst das Elastische verloren. Die Zwickel- und Schulterstücke werden nicht durchnäht; auch näht man den Draht nicht, wie

das Fischbein, mit Hinter-, sondern mit Vorderstichen.

Wenn man, was nicht eben ungewöhnlich ist, eine Schulter etwas höher, als die andere hat, so muß man, um diesen Fehler zu verdecken, die andere Seite des Corsets ein wenig mit Watte oder, wenn dies zu warm wäre, mit Hanf ausfüttern, damit wieder Gleichheit herauskomme.

Fast auf gleiche Weise, wie bei den elastischen Corsets, verfährt man, um elastische Strumpfbänder zu verfertigen. Man schneidet einen Streifen Zeug, breit genug, um vier bis sechs Reihen elastischen Drahts aufzunehmen, und wenigstens um zwei Zoll länger, als dieselben; an jedem Ende versieht man diesen Streifen etwa einen Zoll lang mit Watte, näht den elastischen Draht darauf, den man der Länge nach zwischen dem Zeuge und Unterfutter, wie oben beschrieben war, mit Vorderstichen fest näht, und hierauf das Ende noch mit Heft und Schlingen versieht. Um die Strumpfbänder weicher zu machen, kann man sie auch mit Felbel füttern.

Neuntes Kapitel.

Verfertigung und Waschen der Handschuhe.

Die Handschuhe sind zwar eine der wohlfeilsten Artikel der Kleidung, verursachen aber doch eine nicht unbedeutende Ausgabe, wenn man viel in Gesellschaften geht, da die weißen Handschuhe, die zum Putz unentbehrlich sind, sehr leicht beschmutzt werden und die von heller Farbe, welche im Nothfall, wo es nicht den höchsten Putz gilt, die Stelle der weißen vertreten können, sich keiner viel längeren Dauer erfreuen. Ueberdies zerreißen diese Handschuhe auch sehr leicht, zumal wenn man sie beim Einkauf nicht sorgfältig auswählt. Dadurch aber sparen zu wollen, daß man sie auch beschmutzt oder gar zerrissen noch trüge, würde einen großen Mangel an Ordnung verrathen und auf den ersten Blick die Frau ohne Erziehung zu erkennen geben; denn so wie von der weiblichen Schönheit zarte Hände das Einzige sind, was die höhern Klassen fast immer vor den andern voraus haben, so gelten auch feine und so viel möglich

neue Handschuhe für das Kennzeichen einer Frau, welcher Zierlichkeit in der Kleidung etwas All=tägliches und Gewohntes geworden ist. Da also das Sparen auf diese Weise nicht möglich ist, so will ich meinen Leserinnen ein anderes Mittel an=geben, um etwas wohlfeiler zu hübschen Hand=schuhen zu kommen. Zunächst thut man wohl, sie nicht einzeln, sondern dutzendweise, und zwar un=genäht zu kaufen. In kleinen Städten sind sie freilich auf diese Weise nicht zu haben. Indeß können ja diejenigen, die in diesen oder auf dem Lande wohnen, sich solche kommen lassen. Das Nähen selbst ist keineswegs schwierig. Der Hand=schuh hat keinen Daumen, denn dieser wird be=sonders geschnitten, so wie auch die Rundung der Finger erst durch schmale lange Zwickel heraus=gebracht wird. Die Form des zugeschnittenen Stücks zeigt Fig. 7.

Gewöhnlich fängt man bei dem Daumen zu nähen an und setzt die kleine Spitze, die sich in=nerhalb der zum Daumen geschnittenen Oeffnung befindet, etwa bis auf ein Drittel der Höhe des=selben hinein. Befindet sich diese Spitze nicht

schon in dem Schnitt, so setzt man ein dreieckiges Zwickelchen an. Von da geht man zum Zeigefinger über, der nur einen Seitenzwickel hat, dahingegen ist die Breite desselben an dem Handschuh sehr viel beträchtlicher, als bei allen andern. Eine weitere Beschreibung des Verfahrens wird wohl überflüssig seyn, da man ja nur den ersten besten Handschuh nehmen und nachsehen darf. Seide ist besser zum Nähen derselben. als Zwirn, besonders wenn sie recht gleich und fest ist. Die Naht, deren man sich dabei bedient, ist stets eine überwendliche, bei der man nicht tief fassen darf; auch wird auf der rechten Seite genäht. Nur der angestückte Zwickel, der sich gewöhnlich oben an langen Handschuhen befindet, zuweilen auch wohl an kurzen, wird auf der linken Seite angenähet. Noch ist zu bemerken, daß die zugeschnittenen Handschuhe gewöhnlich übermäßig lange Finger haben, die überdies an den Enden nicht rund, sondern eckig sind. Diesem kann man leicht mit einer Scheere abhelfen; doch thut man immer wohl, sie ein wenig länger als nöthig zu machen, weil sie sich beim Anziehen in die Breite dehnen und

sonst zu kurz seyn würden. Man kann auch, wenn man einmal den Schnitt zu einem Handschuh hat, aus dem obern Theil der langen Handschuhe, der sich gewöhnlich rein erhält, während die Finger sich bald beschmutzen, ein Paar kurze machen.

Die Stickerei oben auf den Handschuhen besteht, wie man leicht sehen kann, aus drei genäheten Reihen, die von den Zwischenräumen der Finger hinunter laufen und unten etwas näher an einander kommen. Man kann sich diese Striche mit einem Bleistifte angeben und sie dann entweder wie einen Stiel bei der Weißstickerei, was der überwendlichen Naht gleich ist, nähen, oder mit Kettenstichen. Zuweilen wird die mittlere Reihe doppelt gemacht, zuweilen auch in Form einer Schlange, oder man näht zwischen die drei Hauptreihen noch zwei andere u. s. w. Am untern Rande sind die Handschuhe entweder ausgezackt oder mit einem Saume versehen, der oft breit genug ist, um ein Band durchzuziehen und zubinden zu können. In jedem Falle aber, er mag nun blos als Saum oder als Zug dienen sollen, wird das Leder beim Nähen nur einmal umgeschlagen. Seit-

dem die Mode die Ermel unten an der Hand ganz eng anschließend will, so daß sie nicht mehr den Handschuh bedecken können, sind auch Handschuhe mit einem Knopf und Knopfloche, so wie elastische Handschuhe sehr gewöhnlich geworden. Bekanntlich dehnt sich der untere Rand der Handschuhe durch das Anziehen sehr aus, was ihm ein übles Ansehen giebt, wenn man es nicht durch den Aermel verbergen kann. Saum, Knopfloch und Knopf helfen dem Uebel nur auf kurze Zeit ab. Sicherer ist es dagegen, zwei Reihen elastischen Draht unten an den Handschuh zu nähen, doch muß das Leder sehr weich und fein seyn.

Zum großen Putze pflegt man auch lange Handschuhe am obern Rande mit Blonden zu besetzen; doch ist dies nur in Hofgesellschaften anwendbar.

Kann oder will man sich die Handschuhe nicht selbst nähen, so sehe man wenigstens beim Einkauf auch darauf, ob sie sauber genäht sind oder nicht, ob das Leder dünne Stellen, besonders am Daumen, hat u. s. f., weil man sie sonst sehr oft beim erstenmal Anziehen zerreißt. Bei neuen

Handschuhen muß man hinein hauchen, weil sie sich außerdem nicht gut anziehen lassen.

Ob nun wohl gewaschene Handschuhe, die von wirklichem Waschleder ausgenommen, die jedoch zum großen Putze nicht passend sind, nie wieder so schön als neue werden, so kann man sie doch immer noch, wenn sie nur wieder rein sind, zu geringeren Gelegenheiten brauchen; ich will daher auch des Waschens hier gedenken.

Die waschledernen, die man daran erkennen kann, wenn sie auf der linken Seite dieselbe Farbe haben wie auf der rechten, braucht man blos auf ganz gewöhnliche Weise, mit lauwarmem Wasser und Seife, zu waschen, doch ohne sie auszuspülen; wenn sie ein wenig getrocknet sind, zieht man sie auf die Hand oder auf eine handähnliche Form, und läßt sie vollends trocknen. Gewöhnliche deutsche Handschuhe hingegen werden nach dem Waschen in Seife und lauwarmem Wasser, in kaltem ausgespült, und, nachdem sie getrocknet, mit Citronensaft durchtränkt, wozu man, wenn man sie eben hat, selbst faule Citronen brauchen kann; sie werden nun mit Puder eingestreut

und dann, nachdem man sie nach und nach in einem Tuche hat trocknen lassen, in der Hand gerieben. Die dänischen Handschuhe müssen erst einige Stunden in kaltem Flußwasser weichen, worauf man sie, wie die andern, mit lauwarmem Wasser und Seife wäscht, doch ohne sie auszuringen, so wie es auch bei den andern schon besser ist, sie nur leise auszudrücken. Zuletzt weicht man sie noch in scharfen Weinessig ein. Das Trocknen muß, wie bei allen, nicht zu schnell gehen. Bei den Glacée-Handschuhen ist das Verfahren schon mühsamer; auch ist bei diesen das Leder oft so dünn, daß sie fast noch schneller zerreißen, als beschmutzen; wo dies aber nicht der Fall ist, verlohnt sich's wohl der Mühe, sie noch einmal brauchbar zu machen. Sind die Handschuhe nur leicht beschmutzt, so kann man sie durch Abreiben mit einer nicht zu harten Brodrinde reinigen; will aber der Schmutz davon nicht weichen, so lege man die Handschuhe auf einen Tisch über ein reines Tuch, quirle eine Eidotter und bestreiche sie damit; nach einer Viertelstunde fährt man mit einem in lauwarme Milch getauchten Schwamm oder Läppchen

leise und immer nach einer Seite hin über die Handschuhe, bis sie rein geworden, worauf man sie auf der Hand oder auf einer Form trocknen muß. Englische Handschuhe müssen gleichfalls mit Eidotter bestrichen und dann mit lauwarmer Buttermilch gewaschen und ausgespült werden, worauf man sie nach und nach auf einer Form oder auf der Hand trocknet. Seidene Handschuhe, die man jetzt fast gar nicht trägt, werden ganz wie seidene Strümpfe gewaschen. Man weicht sie nämlich in reines Wasser und wäscht sie entweder mit gewöhnlicher, doch lieber mit gekochter venetianischer Seife, spült sie ganz rein aus, schwefelt sie und zieht sie dann noch einmal durch Wasser, das ein wenig mit Berlinerblau gekocht worden, zieht sie dann über Formen und rollt sie, wenn sie halb trocken geworden, bis sie es ganz sind.

Zehntes Kapitel.

Vom Putzmachen.

Von allen weiblichen Kunstfertigkeiten möchte wohl das Verfertigen des Putzes eine der anzie-

hendsten seyn, so wie sie auch zu denen gehört, durch die man mehr, als durch manche andere, Ersparnisse zu machen im Stande ist. Sich alle neuen Hüte selbst zu machen, dazu rathe ich Dilettanten freilich nicht; es fehlt ihnen zu sehr an der gehörigen Uebung und vortheilhaften Benutzung des Zeugs, so daß sie höchst wahrscheinlich, auch wenn ihnen die elegantesten Formen gelängen, mehr Zeug und andere Zuthaten dabei verschneiden würden, als der Hut neu im Laden gekostet hätte. Dagegen ist es höchst vortheilhaft, so viel von der Kunst zu verstehen, um etwas Altmodisches ändern oder aus schon gebrauchtem Zeuge etwas anderes machen zu können, so wie überhaupt alle diejenigen Hüte selbst zu verfertigen, die nur von geringem Zeuge zum Neglige oder Halbputz gebraucht werden. Das Aendern kostet oft so viel, als ein neuer; überdies kann man auch auf dem Lande oder in sehr kleinen Städten wohl in die Verlegenheit gerathen, Niemanden in der Nähe zu haben, der es zu machen verstände; indeß rathe ich doch, zu dem ersten Versuche nichts zu nehmen, das noch viel gebraucht werden kann.

Die Kunst des Verfertigens der Putzsachen kann das Buch nicht lehren, weil hierbei manche Handgriffe sind, die man entweder durch wiederholte Versuche selbst herausbringen, oder sich zeigen lassen muß. Doch will ich wenigstens den eignen Versuchen ein wenig zu Hülfe kommen.

Jeder Hut besteht aus einem Schirm und Kopf, wovon man vor allen Dingen ein Muster haben muß. Der Schirm ist breiter oder schmaler je nachdem es die Mode mit sich bringt; in Hinsicht der Form aber, stets so ziemlich derselbe (Fig. 8.). Dieß Muster, das von starkem Papier seyn muß, legt man zunächst auf ein Stück Span oder Marli und dieses wieder auf das Zeug von dem der Hut werden soll und schneidet darnach. Um nicht zu viel Zeug zu verschneiden, so wie auch, weil dieß selten breit genug ist, um den ganzen Schirm aus einem Stücke schneiden zu können, setzt man das auf der einen Seite abgeschnittene der andern und zwar der hintern wieder an, doch an einer Stelle, wo die Naht leicht durch ein Band, oder sonstige Verzierung verdeckt werden kann. Der Kopf ist entweder ganz rund oder kantig; im er-

sten Falle hat man nichts zu thun, als ein run: des Stück Zeug zu schneiden, das man über einen Marli= oder Spankopf in Falten steckt und dann mit großen Stichen darauf näht. Bei dem kan= tigen Kopfe hingegen schneidet man einen überall gleich breiten Streifen so lang, als die Weite des Kopfes es nöthig macht und so breit, als es eben die Mode vorschreibt, so wie endlich noch ein rundes Stück zum Deckel des Kopfs. An dieses Stück wird der Streifen mit großen Stichen auf dem Span= kopfe angenähet und die Naht am Rande so wie die, welche die schmalen Seiten des Streifens ver= eint, durch irgend eine Verzierung versteckt. Die Verfertigung des Schirms ist schon schwieriger: zu= nächst umnäht man den Span oder Marli am Rande mit einem Strohbande und Draht; doch muß man sich sehr in Acht nehmen, ihn nicht zu dehnen oder den Drath zu verbiegen. Zu diesem letzten Zweck ist es nöthig, die Nadel so wohl beim Hinunter= als Hinaufstechen auszuziehen, dagegen kann man auch sehr große Stiche machen, weil man sonst unnöthig viel Zeit verlieren würde. Es bedarf auch zum Nähen dieser Dinge nur groben Zwirns.

Sowohl das Zeug, als das Futter des Schirms muß um so viel als eine Naht beträgt, breiter seyn als der Span, damit man es umschlagen kann. Nachdem man nun auf dem mit einem Strohbande und Draht versehenen Spanschirm, auf der einen Seite das Oberzeug, auf der andern das Futter aufgeheftet, und mit Vorderstichen, die jedoch auf der andern Seite nicht zum Vorschein kommen dürfen, fest genäht hat, schreitet man zur Einfassung desselben. Diese kann auf vielfache Weise gemacht werden; die einfachste und gewöhnlichste ist, einen schrägen Streifen entweder von demselben Zeuge oder anderm zu schneiden und ihn längs dem Rande so breit von demselben, als man die Einfassung haben will, aufzunähen, und zwar so, daß man auf der linken Seite des Streifens näht, die rechte derselben sich aber auf der rechten Seite des Hutschirms befindet. Hierauf nimmt man den Streifen nach der linken Seite des Hutschirms herum, schlägt ihn um, und näht ihn mit Saumstichen fest. Man kann auch in den Rand dieses Streifens eine dünne Schnur oder Bindfaden nähen, damit er runder werde. In diesem Falle

aber näht man gewöhnlich auf der rechten Seite desselben dicht an den Bindfaden. Soll die Einfassung sehr schmal seyn, so kann man sie auch vor dem Aufheften des Oberzeugs und Futters über eine Schnur oder Bindfaden um den Rand des Schirms fest heften, und dann erst sowohl Oberzeug als Futter über dem Rande annähen, wodurch die Einfassung zwischen beiden vorragt. Soll der Rand mit Tulle, Gaze oder Blonden besetzt werden, so braucht es keiner andern Einfassung; indeß muß immer der Raud sorgfältig genäht seyn, weil es sonst leicht durchschimmern würde.

Da das Verfahren bei den Schirmen, von welcher Form sie auch seyn mögen, immer so ziemlich dasselbe ist, so wollen wir gleich zum Zusammenfügen des Schirms mit dem Kopfe übergehn. Zunächst versieht man noch den Kopf mit einem Futter: dies besteht aus einem Streifen von etwa einer Viertelelle in der Breite und so lang, daß er um den Kopf paßt, an dessen einem Rande man einen Zug näht, um eine Schnur oder schmales Bändchen durchziehen und es so weit oder dicht

als nöthig, zusammenbinden zu können. Der andere, dem Zuge gegenüber befindliche Rand, wird rings herum an den Hut genäht, die beiden schmalen Enden mit einer Naht vereint, die sich am Hintertheil des Kopfes befinden muß. Das Umschlagen des Randes, so wie die Naht, müssen natürlich nach innen gehen. Feiner Stiche braucht man sich hierbei nicht zu bedienen, wie überhaupt bei dieser Arbeit, wenigstens nicht an den Stellen, wo es ohnedieß nicht zu sehen kommt. Am gewöhnlichsten bedient man sich zu diesem Futter grober baumwollener Gaze; doch kann es auch von großem Linon, gesteiftem Mousselin oder Taffet seyn. Beim Schnitte macht dieß übrigens eine Ausnahme von den übrigen Theilen des Huts, bei denen die Fäden schräg laufen müssen, wenn es gut sitzen soll, da hingegen dieser Streifen fadengerade geschnitten wird. Man näht dieses Futter vor dem Zusammenfügen des Kopfs und des Schirms ein, weil es sich so bei weitem leichter macht; an einem schon fertigen Hute ist es unbequem zu machen. Auch thut man es nur bei Strohhüten, die aus einem Stück bestehen, und muß alsdann die Na-

del sowohl beim Hineinstechen nach Innen als nach Außen ganz ausziehen.

Nach angenähtem Unterfutter hält man den Kopf auf den Schirm, steckt ihn mit einigen Stecknadeln fest, und näht ihn dann mit starkem Zwirn, auch wohl mit einem doppelten Faden, aber etwas weitläufigen Stichen fest; doch nicht bloß einmal, sondern auch zwei und dreimal. Nur muß man mit der Nadel von oben nach unten, und wieder von unten nach oben durchstechen und herausziehen, weil man sonst leicht die Form zerdrückt. Die Naht wird durch eine Ausschmückung irgend einer Art versteckt, deren es unzählige gibt, oft durch ein bloßes Band, hinten oder auf der Seite mit einer Schleife; durch ein schräges Stück Zeug mit einer Einfassung u. dergl.

Die Verzierungen des Hutes sind überhaupt so mannichfach und so sehr dem Wechsel und der Mode unterworfen, daß ich nur einiger hier erwähnen will. Die einfachsten und leichtesten unter allen sind Bandschleifen, die entweder einfach oder doppelt, dreifach, vierfach u. s. w. sind. Diese Schleifen werden entweder mit der Hand oder mit

einer Nähnadel gemacht, je nachdem das Band breit und stark ist; die gewöhnliche doppelte Schleife bindet man meistens auf dem Finger. Man theile hierzu das Stück Band, was dieselbe bilden soll, in zwey Hälften, ein wenig mehr nach der linken Seite herüber, dann lasse man Jemanden die beiden Zeigefinger ausstrecken, so weit von einander, als man die Schleifen lang haben will, was natürlich von der Breite des Bandes abhängt. Man lege das Band über die beiden ausgestreckten Finger, nehme das linke Ende, das um ein Weniges länger herunter hängt, als das rechte, über das rechte Ende und gerade in der Mitte zwischen beiden Fingern, worauf man einen Knoten schürzt und festzieht. Bei sehr kleinen Schleifen und schmalem Bande kann man auch das Nehmliche über dem Daumen und Zeigefinger seiner linken Hand vornehmen. An diese erste Schleife kann man dann ihrer so viel als man will mit einem Faden annähen, was man dadurch bewerkstelligt, daß man die einzeln gebildeten Schleifen mit einem Faden umschlingt und festzieht. Die einfachen Schleifen, die erst seit ganz kurzer Zeit Mode sind, werden

ungefähr auf gleiche Weise gemacht, wie die doppelten, und brauchen eben so wenig als jene genäht zu werden. Die Enden derselben schneidet man entweder schräg, oder ausgezackt oder man franzt sie aus, das heißt, daß man alle Querfäden so weit hinauf, als man es will, auszupft, und nur die Längenfäden nach geschehenem Ausfranzen unten wieder glatt schneidet. Dieß Letzte ist besonders bei Scherpen sehr gewöhnlich.

Bei sehr dünnem Bande versieht man den Rand der Schleifen wohl zuweilen mit schmalen Strohbande, das man auf die linke Seite desselben mit großen Vorderstichen, die jedoch auf der rechten Seite kaum zu sehen seyn dürfen, fest näht. Natürlich darf dieses Strohband sich nur an den Schleifen selbst befinden; unten hingegen, wo die Schleife zusammen gezogen wird, muß man es abschneiden. Zuweilen versieht man auch wohl die Ränder der Schleifen mit einer Verzierung von Stroh, die jedoch auf der rechten Seite angesetzt wird, weil sie nicht blos zum Steifhalten, sondern auch zur Ausschmückung dient.

Eine andere Verzierung der Hüte sind Schlei-

fen von Zeug. Hierzu schneidet man schräge Streifen, so breit man die Schleife haben will, und außer diesem noch einen schmalen etwas über einen Zoll breiten gleichfalls schrägen Streifen von anderem Zeuge als das, wovon die Schleife gemacht ist. Diese beiden schrägen Streifen nun, den schmalen und breiten näht man mit einer gewöhnlichen Naht auf der linken Seite zusammen, schlägt alsdann den schmalen nach der linken Seite des breiten um, und näht ihn hier fest, doch so, daß die Stiche auf der rechten Seite nicht durchkommen. Auf gleiche Weise faßt man den Rand der andern Seite ein, und bereitet nun die Schleife, doch nicht wie von dem Bande, sondern man steckt sie gleich auf dem Hute. Indeß kann man auch diese wie die Bandschleife mit einem Bügel versehen, was nichts anderes ist, als ein Stück Band oder Zeug ganz wie die Schleifen selbst und wie diese mit oder ohne Einfassung, das man in Falten oberhalb der Schleife in der Mitte derselben, doch auf seiner linken Seite an dem Hute annäht, es dann über die Mitte der Schleife legt, und oberhalb derselben es umschlägt, und gleichfalls fest näht oder

steckt. Wenn das Zeug zu den Schleifen ein wenig dünn ist, so muß man ein schmales Strohband mit unter die Einfassung nehmen, um ihm Festigkeit zu geben.

Fast auf ähnliche Art wurden die früher gewöhnlichen krausen Schleifen gemacht, wozu man ebenfalls einen schrägen Streifen Zeug schnitt, den einen Rand desselben einfaßte und mit etwas Steifem versah, oder auch bloß säumte, und eine gedrehte Schnur in den Saum nähte, der andere Rand wurde auf einen Faden gereiht, und dicht zusammengezogen. Man pflegte auch wohl den Streifen noch einmal so breit zu machen, ihn auf beiden Seiten zu säumen oder einzufassen, und dann einen Faden durch die Mitte zu ziehen.

Zum großen Putze besetzt man auch wohl die Schleifen noch mit schmalen Blonden, oder man verziert die Schleifen auf diese Weise, wenn man keine Federn oder Blumen auf den Hut stecken will, und er doch ein elegantes Ansehn haben soll. Wie die Blumen und Federn aufzustecken sind, läßt sich nicht füglich angeben, weil das auf Geschmack und Mode ankommt. Eine vorzüglich hübsche Art ist

bei den Blumen, sie so zu stecken, daß sie unter einer Schleife von Florband halb versteckt sind, und durchschimmern, indeß andere mehr hervorragen und sich ganz zeigen. Die Enden der Schleifen werden auch wohl zuweilen mit Eicheln verziert, die entweder in derselben Farbe wie der Hut, oder wie die Verzierungen seyn müssen. Auch eine Stahl- oder Goldschnalle ist eine gewöhnliche Ausschmückung, vorzüglich bei Winterhüten.

Was nun die Blumen betrifft, so pflegt man oft ihrer mehrere mit einander zu mischen, und zwar kleinere mit größeren, oder auch von verschiedenen Farben, die hübsch gegen einander abstechen, wodurch allerdings eine die andere hebt. Sehr elegante Damen pflegen sich mit den Blumen zu ihrem Kopfputz nach der Jahreszeit zu richten; doch ist dieß ziemlich kostspielig. Im Winter nimmt man es indeß so genau nicht, doch pflegt man selbst da die ersten Frühlingsblumen, als Veilchen, Hollunder u. a. nicht zu tragen. Nur die Rosen gehören allen Jahreszeiten an. Auch Strohblumen sind schon oft auf Strohhüten Mode gewesen, und werden auch wohl wiederkommen, doch gehören sie nie zum Putz

und nur ihre Dauer empfiehlt sie. Früher war es hinreichend, den Hut von außen zu verzieren, jetzt wo diese äußeren Verzierungen ohnedieß schon sehr reich zu seyn pflegen, verziert man die Hüte auch noch unter den Schirmen. Bald sind es Schleifen, am Anfang jedes Backens, oder am Rande des Schirms und der Seite. Zuweilen geht auch ein Band von dieser Schleife aus, quer unter dem Schirme weg, wieder am Ende mit einer Schleife oder Blume versehen, was jedoch allemal mit der äußern Verzierung übereinstimmen muß. Zuweilen versieht man auch den hinteren Rand des Schirms mit einer Reihe kleiner Schleifen, am gewöhnlichsten jedoch mit einer Garnitur von Tulle oder Blonden, die sich an die aus gleichem Zeuge bestehenden Backen schließt, wenn man nehmlich statt derselben nicht lieber eine Haube darunter setzt, was in jedem Falle mehr zu empfehlen ist, weil diese Theile sich sehr leicht beschmutzen, und es leichter ist, eine Haube zu waschen, als Backen und Garnituren herauszutrennen und wieder einzusetzen.

Eine Zeit lang war es auch nicht ganz unge-

wöhnlich, Flortücher zur Ausschmückung der Hüte zu gebrauchen. Man ließ alsdann die hinteren Zipfel ein wenig herunter hängen, indeß die zwei Seitenzipfel unter dem Kinne gebunden wurden, das Uebrige aber Schleifen bildete. Vorzüglich bei Strohhüten war dieß sehr gewöhnlich.

Da die Ausschmückungen der Hüte mit großen Schirmen ungefähr dieselben sind, wie bei den Putzhüten, Barets u. s. w., so will ich hier nichts mehr davon erwähnen, und nur noch der Hauben gedenken. Die Formen derselben hängen eben so sehr als die der Hüte von der Mode ab, meist bestehen sie aus zwei oder drei Stücken, hie und da auch wohl nur aus einem. An dem hintern Theile der Haube befindet sich jedesmal ein Zug, um sie ein wenig zusammenzuziehen oder erweitern zu können. Man bedient sich hierzu eines schmalen Bändchens, das unter einer Schleife versteckt wird. Die Verzierungen der Hauben bestehen gleichfalls in Schleifen, Krausen oder faltigen Ansätzen von Spitzen, Tulle oder Blonden, Blumen u. s. w. Diese Garnituren verlangt die Mode bald breit, bald schmal. Gegenwärtig sind sie vorzüglich breit

an der Tagesordnung, da bei den ungeheuern Lockenbüschelu die schmalen sich ganz verlieren würden. Man pflegt auch wohl die breite Garnitur wieder mit einer schmalen und sehr krausen zu versehen, was einem kleinen Gesicht mit feinen Zügen sehr gut steht.

Fig. 9 zeigt die Hälfte einer Mütze aus einem Stück, wobei die Backen d angesetzt werden können. Etwa zwei und einen halben Zoll vom Rande macht man einen runden Zug in der Mütze e e, den man allenfalls, so wie den Rand, besetzen kann. Es versteht sich, daß man hinten am Rande, wo die Mütze ohnedieß sehr zusammengezogen wird, den Besatz nicht so kraus nähen darf als vorn.

Fig. 10 kann zwei- auch dreitheilig seyn. Im ersten Falle näht man blos beide Theile zusammen und besetzt die Mütze, nachdem man hinten den Zug gemacht; im zweiten aber, wo die Seitentheile ein wenig schmäler geschnitten werden, setzt man einen etwa $\frac{1}{8}$ Elle breiten Streifen entweder von demselben Zeuge oder durchsichtigerem sehr faltig dazwischen, und verfährt dann wie bei der andern.

Fig. 11 ist die Hälfte einer zweitheiligen Mütze, bei der das vordere a im Ganzen geschnitten werden muß; man legt also das Zeug gleich doppelt zusammen. Die hintere Seite b wird mit einer Naht zusammengenäht. In den obern Ausschnitt c c wird ein rundes Stück Zeug, eine gute halbe Elle im Durchmesser gesetzt und die Naht mit einer Bandrolle oder sonst etwas besetzt. Alle diese Schnitte sind, wie man sieht, sehr einfach, doch wird man leicht, nachdem man es mit diesen versucht, auch mit künstlicheren zu Stande kommen.

Die Chemisetten bestehen zum Putze aus einfachem oder gesticktem seidenen Tulle, mit einer Garnitur von weißem Atlas und Blonden, so wie aus Krepp, gemusterter oder einfacher Gaze; zu einem einfachen Anzuge, aus Percal, Mousselin, Linon u. s. w. Diese letzten sind natürlich auch einfacher besetzt. Auch in ihrer Form wechselt die Mode gar sehr, doch wird es wie bei den Hauben, einem nicht schwer werden, neue Formen nachzuahmen, wenn man erst einige Uebung erlangt hat. Die Chemisette besteht gewöhnlich aus einem Hinter- und 2 Vordertheilen (Fig. 12.) oder auch um-

gekehrt aus einem Vorder- und 2 Hintertheilen (Fig. 13.) Dieß Letztere war seither eine veraltete Mode, fängt aber wieder an. Bei manchen werden sogar Vorder- und Hintertheil nicht blos auf der Achsel, sondern auch sogar unter den Aermeln zusammengenäht, doch ist dieß nur für solche anwendbar, die man über dem Kleide trägt, kostet auch mehr Zeug; ja man pflegt diese letzteren sogar mit langen Aermeln zu versehen, so daß es wirkliche Spenzer, nur von durchsichtigem Zeuge sind. Bei den unter dem Kleide zu tragenden schlägt man, nachdem alle 3 Theile zugeschnitten wurden, den schrägen Rand um, der auf die Schulter kommt, (b.) und zwar des Vordertheils nach der linken Seite, des Hintertheils nach der rechten, dann heftet man das Vordertheil auf dem Hintertheile fest, und steppt dieß zweimal, wenn es nämlich Percal oder überhaupt Zeug ist, das gewaschen wird; bei seidenem Tulle hingegen ist das Steppen nicht nöthig. Hierauf säumt man die beiden Seiten und näht alsdann einen Zug an dem Hinter- und Vordertheile. Man kann jedoch auch den Zug nur an dem Hintertheile machen, die Vordertheile aber et-

was länger schneiden und unten säumen, so daß man mit dem Bande des Hintertheils gleich die Vordertheile mit fest binden kann. Macht man aber an den Vordertheilen einen Zug, so müssen sie nothwendig mit Knöpfen und Knopflöchern versehen werden, weil sie sonst bei jeder Bewegung auseinander fahren, dahingegen man bei der andern Art die Theile ein wenig übereinanderlegen kann.

Der Kragen an der Chemisette ist entweder stehend oder herabfallend. Erstere sind zum Putze meistens gewöhnlicher gewesen, aber auch von sehr verschiedener Form, zuweilen, doch ziemlich selten, einfach (Fig. 14.). Kragen, die nicht gewaschen werden, faßt man mit einem schrägen Atlasstreifen über einem Strohband oder Drath ein. Die Art, wie man dabei verfährt, ist schon bei Gelegenheit der Einfassung der Hutschirme erwähnt worden. Man hat auch zu den Kragen eine Art Drathband, das sehr passend ist. Die doppelten Stehkragen werden ganz auf gleiche Weise gemacht, nur daß man zwei Stücke schneidet, sie auf einander heftet und dann den Drath, das Drathband oder Fischbein, dessen man sich auch dabei

bedienen kann, am Rande zwischen beide Theile einnäht. An eckigen Kragen näht man an beide Enden der Länge nach Fischbein; doch thut man wohl, es mit etwas Baumwolle zu umwickeln, damit es nicht durch das Zeug fahre und kratze.

Die herbhängenden Kragen bestehen aus kleinen runden, eckigen oder ausgezackten Pelerinen (Fig. 15. 16. 17.) Man braucht, wie beim Stehkragen, nur die Hälfte des Musters auf das doppelt zusammengelegte Zeug zu legen und darnach zu schneiden, wodurch beide Seiten gleicher werden. Soll hingegen der Kragen mit gleichen Stufen genähet werden, so ist es besser, das ganze Muster auszubreiten, die Stufen auf dem Papiere mit einigen kleinen Nadeln anzustecken und dann zu heften. Sind sie ganz glatt und bestehen aus einem Stück, so säumt man sie auf der linken Seite, bei Waschzeugen auf gewöhnliche Weise, bei andern nur mit Vorderstichen, worauf man sie an die Chemisette annähet, und zwar mit einer Naht auf der rechten Seite der Chemisette, wobei der Kragen aber link ist, weil beim Herabfallen die rechte Seite sichtbar wird und die

Naht verdeckt. Bei den Stehkragen kann man es auf gleiche Weise machen und die Naht mit einer Rolle von Band oder Atlas verzieren. Will man dies aber nicht, so muß die Naht auf der linken Seite seyn.

Die Garnituren sind sehr mannigfacher Art. Spitzen, gestickte Streifen ꝛc. werden kraus an den herunterhängenden Kragen, mitunter auch glatt angesetzt. Doch muß man in diesem letzten Falle an den Rundungen besonders an den Ecken etwas an der Garnitur zugeben, weil sich diese sonst spannen würde. Bei einer bloßen Rundung kann man dies schon dadurch verhindern, daß man beim Annähen den Besatz über dem Zeuge hält. An den Ecken hingegen muß man einige Fältchen machen. Da dieses jedoch sehr einfach ist, so paßt eine solche Chemisette nicht zum Putz; hierzu gehören entweder doppelte Garnituren oder auch sogenannte Bürsten, die aus einer zwei= oder dreifachen Reihe von Zwirn= oder seidenem Tulle bestehen, welcher in der Mitte in Quetschfalten aufgenähet worden. Diese Quetschfalten bestehen bekanntlich aus lauter kleinen Fältchen, die abwech=

selnd eine nach der rechten, die andere nach der linken Seite hinübergefaltet und in der Mitte mit Vorderstichen aufgenähet werden. Gewöhnlich macht man sie auf einem schmalen seidenen oder baumwollenen Bändchen, das man dann auf die zu besetzenden Stellen heftet. Die erste Reihe dieser Quetschfalten ist leichter aufzusetzen, als die zweite und dritte, weil man dabei nichts zu beobachten hat, als die Falten recht gleich zu machen, dahingegen man sich bei den andern auch noch in Acht nehmen muß, die ersten nicht zu zerdrücken. In ähnlichen Quetschfalten besetzt man auch die Kragen mit schrägen, einfachen oder doppelten Streifen von Gaze. Außerdem besetzt man die Chemisetten, die nicht gewaschen werden, auch wohl noch mit Rollen von Atlas, die man theils von diesem, theils anderm Zeuge, auch an Hüten und Kleidern sehr viel braucht und die auf folgende Weise gemacht werden. Man schneidet einen schrägen Streifen, so lang man ihn braucht, der natürlich aus mehreren Stücken zusammengesetzt werden kann, und nähet die Ränder dieses Streifens der ganzen Länge nach auf der linken

Seite zusammen, worauf man ihn auf die rechte Seite umkehrt, was einige Mühe verursacht, da der auf diese Weise gebildete Sack sehr eng ist und man das Zeug nicht gut fassen kann. Ist man damit zu Stande gekommen, so legt man die Rolle auf die zu besetzende Stelle, doch so, daß die Naht der Rolle oben auf und gerade in die Mitte kommt und nähet sie dann auf dieser Naht mit Vorderstichen fest. Soll die Rolle jedoch nur einfach seyn, so verfährt man wie bei der an dem Schirm der Hüte angegebenen Einfassung.

Außer den eben angeführten Chemisetten mit Kragen, den Pelerinen, die bald rund, bald hinten, vorn und auf den Schultern in Spitzen ausgehen oder auch vorn lange Zipfel bilden, hat man auch noch eine Art Kragen von Band, deren hinterer Theil aus Bandstreifen zusammengesetzt ist, wie man es Fig. 18. sieht. Das Vordertheil kann auf verschiedene Weise verfertigt werden. Manche haben einen zweiten Zipfel, der dem hintern ähnlich ist, daran. Andere vereinen die Bänder am Halse mit einer großen Schleife u. s. w.

Wenn man diesen Kragen trägt, so muß natürlich die Schärpe von derselben Art Band seyn. Noch eine andere Art vorzüglich hübscher Kragen besteht aus einem breiten schrägen Streifen, der hinten von dem Gürtel an in einer Spitze auf beide Schultern hinaufführt und von da wieder bis auf den Gürtel hinunter ebenfalls in einer Spitze. An der vordern und hintern Spitze, so wie auf den Schultern befindet sich eine große Schleife (Fig. 19.) Wenn man sie mit Band macht, was auch sehr häufig geschieht, so ist Florband am passendsten dazu; ist es aber Atlas, so muß man diesen mit gezackten Blonden oder Tulle besetzen.

Wenn man zackige Garnituren zu schneiden hat, so pflegt man sich gewöhnlich dazu eines besondern Werkzeuges zu bedienen, das zugleich 2 Streifen auf einmal auszackt. Wer aber ein solches nicht hat, braucht sich nur ein Muster von Papier zu schneiden, ganz so breit, wie man die Zacken haben will, dieses auf das Zeug legen und mit einem Bleistift dem Papiere leise nachzeichnen, worauf man dann mit einer Scheere nach

der Zeichnung schneiden kann und so 2 Streifen auf einmal ausgezackt hat, ohne das irgend Zeug verloren ginge. Sollen die Streifen schräg laufen, so braucht man das Muster nur schräg über das Zeug zu legen. Zuweilen schneidet man auch längs dem Papiere hin, ohne erst sich des Bleistiftes zu bedienen; doch ist dieses nicht zu empfehlen, da das Papier immer beim Schneiden hindert und es nie so sauber wird.

Eilftes Kapitel.

Benutzung der aus der Mode gekommenen Sachen, so wie über Mode und Ersparniß überhaupt.

Schon oben ist bemerkt worden, daß, wenn man nicht viel Geld für das bloße Aendern seiner Sachen ausgeben, und doch nicht gern altmodisch erscheinen möchte, man nothwendig etwas Uebung im Kleider- und Putzmachen haben muß. Bei einem weißen Kleide ist es natürlich leicht, wenn der alte Leib ganz aus der Mode ist, einen neuen davon zu machen, indeß der alte immer noch, wenn das Zeug nicht zerrissen war, zu einer

Mütze brauchbar seyn wird. Bei gemusterten und farbigen Kleidern geht dies freilich nicht so leicht, weil die Farben von der Sonne und Luft ausgezogen sind und zu sehr gegen das neue abstechen würden. Bei diesen thut man also wohl, den Leib so einfach als möglich zu machen, denn nur das Einfache ist erträglich, wenn es aus der Mode ist. Bei eleganteren Zeugen kann man alsdann eine große Pelerine oder Chemisette darüber tragen, die es ganz versteckt; die Aermel aber können allenfalls durch weiße ersetzt werden. Bei einem gewöhnlichen Kattun- oder Gingangkleide lassen sich diese beiden Hülfsmittel indeß nicht anwenden, doch kann man allenfalls solche mit einem Spencer tragen oder im schlimmsten Falle ein Unterfutter daraus machen.

Mousselinkleider sind noch besser anzuwenden, denn wenn endlich der Vordertheil des Rockes keinen neuen Leib und Aermel mehr werth ist, so giebt das besser erhaltene Hintertheil, so wie die Seitentheile noch Kragen und Garnituren. Diese Garnituren selbst lassen sich auf gar vielfältige Weise ändern. Nichts ist natürlich leichter, als

aus Rollen Falbeln, oder umgekehrt aus Falbeln Rollen zu machen. Man darf im erstern Falle nur den untern Theil der Rolle abtrennen und säumen, im zweiten den Saum der Falbel abschneiden, sie aufreihen und annähen, so ist die Sache geschehen. Eben so leicht ist es natürlich' aus einer breiten Falbel zwei oder drei schmale zu machen, wie denn die breiten Falbeln überhaupt in sofern eine vortheilhafte Garnitur sind, daß man sie im Nothfall zum Aendern des Leibes wieder brauchen kann, und zwar bei jeder Art von Zeug; denn selbst wenn die Farbe sich ganz verändert hätte, so ist dies bei der Falbel eben so, man kann sie daher besser als neues Zeug anwenden. Aus schmalen Falbeln breite zu machen, ist schon schwieriger und nur bei gemustertem Zeuge, besonders dunkelfarbigem gestreiften leicht, indem man zwei schmale Falbeln der Länge nach zusammennähet, doch so, daß das Muster genau aufeinander paßt. Bei hellem, einfarbigen oder gar gemustertem Zeuge würde diese Naht sichtbar werden und sich abscheulich ausnehmen.

Große Stufen in den Kleidern lassen sich leicht auftrennen und ausplatten, doch bleiben sie immer ein wenig sichtbar; man muß also die Stelle auf irgend eine Weise mit einer Garnitur zu verdecken suchen; auch ist gewöhnlich die Stelle, wo sie eingefaltet waren, ein wenig dünn geworden, besonders im Merino und überhaupt in festem Zeuge mehr als in dünnem. Bei kleinen Stufen aber verlohnt es sich nicht der Mühe, sie aufzutrennen, man thut am besten, diese abzuschneiden. Das Verlängern des auf diese Weise zu kurz gewordenen Kleides kann auf mannigfache Weise geschehen: entweder setzt man das an der Länge Fehlende daran und verdeckt die Naht durch irgend eine Garnitur, oder man verlängert es durch eine Falbel, oder man setzt, besonders wenn das Kleid schon mit schrägen Streifen besetzt ist, noch einen schrägen Streifen daran. Ein Percalkleid könnte man auch durch Zwischensetzen von Tulle nicht allein verlängern, sondern auch eleganter machen. Bei einem Kleide mit Stufen ist die Verlängerung eben so leicht; man braucht nur die Naht durch eine Stufe zu verdecken, was sogar bei durchsichtigem Zeuge anwendbar ist.

Um nöthig gewordene Veränderungen mit einem Kleide vornehmen zu können, pflegen viele sorgsame Frauen etwas Zeug mehr zu kaufen, als sie eben brauchen. Diese Gewohnheit an sich ist sehr verständig, indeß nutzt sie nur bei guten Zeugen von dauerhafter Farbe, und selbst bei guten Waschzeugen wird es räthlich, die übrigen Stücke einigemal mitwaschen zu lassen, weil sie sonst doch abstechen würden. Bei den nicht haltbaren Farben reicht auch diese Vorsicht nicht aus, da die Luft eben so sehr und mehr noch, als die Wäsche, die Farben ausbleicht.

Wenn an einem dünnen seidenen Kleide oder einem von geringem Merino völlige Umänderung des Leibes nöthig wäre, und man findet kein passendes Zeug dazu, so bleibt nichts anderes übrig, als den Rock, im Fall es eine dunkle Farbe wäre, zu Schürzen anzuwenden, wenn man nämlich welche trägt, außerdem aber es als Unterfutter zu verbrauchen, was auch bei hellen Farben nöthig wird. Schwerere seidene Zeuge, wenn sie nicht zu steif und von heller Farbe sind, so wie auch feinen Merino könnte man färben lassen,

doch müßte man vorher so viel neues Zeug dazu kaufen, als zur Aenderung des Leibes, der Aermel oder der Garnitur nöthig wäre, und dieses ungefähr von derselben Farbe, damit es beim Färben gleich würde. Dasselbe Mittel läßt sich auch anwenden, wo die ursprüngliche Farbe sehr ausgegangen ist und das Kleid dadurch ein häßliches Ansehn bekommen hat. Nicht gemusterten Zeugen, an denen die linke Seite der rechten gleich ist, kann man durch Wenden ein ganz neues Ansehen geben, zumal wenn man noch etwas neues Zeug zu den nöthigen Aenderungen hat. Besonders bei Oberröcken ist dies sehr zu empfehlen, da durch das Futter die linke Seite ganz neu erhalten und überdies die Form nicht so sehr dem Wechsel unterworfen ist.

Aus dem hier Gesagten wird man schließen können, wie viel vortheilhafter es ist, bei der Wahl der Zeuge darauf Rücksicht zu nehmen, daß man sie noch benutzen könne, auch wenn die Zeit ihnen ein anderes Ansehn gegeben und so wie ich hinsichtlich der Mode gerathen, das zu Auffallende und Lächerliche, oder von dem man annehmen kann,

daß es nicht lange dauern wird, lieber nicht nachzuahmen, um nicht unnöthigerweise sein Geld zu versplittern, so empfehle ich auch Obiges denen, die entweder aus Nothwendigkeit, oder weil sie einen bessern Gebrauch von ihrem Gelde zu machen wissen, nicht zu viel auf ihre Toilette verwenden mögen. Braucht man also eben irgend ein Kleidungsstück, so wähle man, wenn es feiner Merino oder Seide seyn soll, weder zu auffallende Modefarben, noch leicht vergängliche und überdies, wo möglich, keine gemusterten Zeuge, damit man es einmal wenden könne; oder wenn dies Letzte durchaus seyn muß, doch solche, die sich wieder färben lassen. Ist das, was man zu kaufen hat von schwarzer Farbe, so wähle man ein blauliches Schwarz, was dauerhafter ist und länger schön bleibt. Das ganz dunkle Schwarz scheint nicht allein bald fuchsig und abgetragen, sondern das Zeug ist auch oft verbrannt; aus demselben Grunde rathe ich auch nicht, Zeuge schwarz färben zu lassen, wenn sie noch auf irgend eine andere Weise nützlich anzuwenden sind.

Will man ferner wahrhaft, aber auf anstän-

dige Weise Ersparniß in seiner Kleidung machen, so suche man nicht nach dem Wohlfeileren. Das klingt wunderlich; es ist aber dennoch wahr und allen Erfahrnen bekannt, daß ein Kleidungsstück von feinem guten Zeuge doppelt so lange dauert, ja bei den meisten Zeugen noch bis zuletzt ein gutes Ansehn behält, dahingegen wohlfeile dünne Zeuge, von welcher Art sie auch seyn mögen, oft unglaublich schnell alt und unansehnlich werden oder gar zerreißen. Damit meine ich nun freilich nicht, daß man ohne Unterschied nur das Allervorzüglichste in seiner Art tragen solle, als feinen französischen Merino, die feinsten Kattune und dergleichen zu Morgenoberröcken; die schwersten seidenen Zeuge zu einer einfachen Gesellschaft u. s. w., sondern nur immer, jedes in seiner Art, um einer kleinern Ersparniß willen, nicht das Schlechtere dem Besseren vorzuziehen, wodurch man in der That nach Verlauf von einigen Jahren im Ganzen gewiß mehr ausgegeben hat.

Jene Ersparnisse durch Umändern der altmodisch gewordenen Dinge werden übrigens keine mehr seyn, wenn man dies Aendern nicht selbst

vornimmt. Wer alle diese Dinge außer dem Hause machen läßt, thäte freilich besser, mit etwas wohlfeileren, wenig dauernden Zeugen zufrieden zu seyn und sie in ihrer ersten Form zu verbrauchen, was freilich nicht immer möglich ist, zumal wenn man sich nicht mit dem, was den Umständen nach wahrhaft nöthig ist, begnügt und eine große Mannigfaltigkeit und Auswahl im Putz- und Kleiderschranke verlangt. Dies widerrathe ich durchaus, da die Unannehmlichkeiten das Angenehme davon bei weitem überwiegen. Natürlich kommt es hierbei sehr auf Umstände an; für eine sehr häusliche, eingezogene Frau würde das schon ein lächerlicher und oft lästiger Ueberfluß seyn, was einer viel in der großen Welt lebenden unentbehrlich wäre. Aber selbst diesen letzten würde ich dennoch rathen, sich nur Weniges, aber dies Wenige so gut als möglich zum höchsten Putz zu schaffen und dagegen einen oder einige Anzüge, die in einer einfachen Gesellschaft mehr als auffallend erscheinen und doch elegant genug wären, um durch Hinzufügung einiger Kleinigkeiten als Putz gelten zu können. Dadurch würde man sich

nicht nur eine oft lästige Wahl ersparen, sondern auch im Stande seyn, mit geringerem Aufwande immer modern gekleidet zu seyn; denn es versteht sich von selbst, daß man das Neugekaufte sich nur nach der neuesten Mode machen läßt; es müßte denn diese Mode uns sehr übel stehen oder gar zu lächerlich seyn. In diesem Falle thut man freilich besser, erst abzuwarten, ob sie auch wirklich so allgemein wird, daß man sich ihr nicht entziehen kann. Doch suche man, wo es irgend thunlich ist, sich die Mittel zu sichern, ihr später noch nachzukommen. Wer z. B. als die Falten in dem Vorderblatte wieder aufkamen, sich eben ein Kleid von dichtem Zeuge gekauft, und ohne die Mode gleich nachahmen zu wollen, sich durch schräges Zuschneiden des Vorderblattes es auch für die Zukunft nicht gern unmöglich machen wollte, brauchte nur das Vorderblatt schräg abnähen, nicht aber abschneiden zu lassen, so könnte später die Naht wieder aufgetrennt und die ganze Breite herausgelassen werden, was man auch wohl zuweilen in der Absicht bei einem seidenen Kleide thut, und wenn der obere Theil des Vorderblattes, der die-

sem am meisten ausgesetzt ist, Flecke bekommen hat, das Unterste zu Oberst kehren und so die Flecken unter der Garnitur verbergen zu können.

Manche Moden bieten eine Gelegenheit zu größerer Reinlichkeit und zu Ersparnissen dar, die man ergreifen muß. Dazu gehörten z. B. die langen Halbärmel mit einem weiten Oberärmel. Da der untere Aermel unter allen Theilen des Kleides am meisten dem Beschmutzen ausgesetzt ist, so war es, zumal bei farbigen Waschkleidern räthlich, sich gleich anfangs zwei Paar dergleichen machen zu lassen und sie nur unter die obern Aermel zu heften, um sie, sobald sie schmutzig wären, mit den andern ersetzen und waschen lassen zu können, was allenfalls auch bei einem Paar schon angegangen wäre, nur würden diese dann, im Verhältniß zu dem übrigen Kleide, zu bald ausgebleicht seyn.

Zwölftes Kapitel.

Vom Waschen und Reinigen der Flecken.

Noch bleibt mir übrig, über das Waschen feinerer Putzsachen, so wie das Reinigen von Flecken bei denselben das Nöthigste anzuführen. Ueber das Waschen überhaupt, sowohl der gröbern als feinern Wäsche, wäre es überflüssig, etwas zu sagen, da dies jeder Hausfrau bekannt ist.

Kattune, gemusterte Mousseline und andere Zeuge der Art, deren Farben leicht beim Waschen leiden, dürfen vor allen Dingen nicht zu heiß gewaschen werden; indeß sind auch noch einige andere Vorsichtsmaaßregeln dabei nöthig. Das beste Mittel ist, weiße Seife klein zu schneiden und zu kochen, diese in das Waschgefäß zu gießen, wenn sie lauwarm geworden, Rindsgalle dazu zu thun, und dann das Zeug darin zu waschen. Beim Trocknen sehe man auch darauf, das Zeug, wie dauerhaft auch immer die Farbe seyn mag, nur im Schatten und zwar auf der linken Seite aufzuhängen, da hingegen weiße Zeuge, so viel möglich, in der

Sonne und zwar auf der rechten Seite getrocknet werden müssen, wodurch sie sehr viel weißer werden.

Die hie und da herrschende Sitte, die Wäsche zu kochen, die bei weißen groben Sachen wohl ganz gut seyn mag, ist den farbigen höchst schädlich. Das weiß jede Wäscherin, indeß wird eine Hausfrau doch wohl thun, danach zu sehen, ob es nicht geschiehet, weil nachlässiges Gesinde es nur zu oft aus Bequemlichkeit thut und dadurch Schaden anrichtet. Seidene Zeuge werden ganz auf Art der seidenen Strümpfe und Handschuhe gewaschen, was schon weiter oben erwähnt worden. Dunkelfarbige, besonders schwarze, waschen sich am besten in Theewasser. Es bedarf hierzu keines frischen Thee's, sondern man kann die Blätter des schon abgetrunkenen zu diesem Behufe trocknen und sammeln. Schwarzseidene Zeuge kann man nachher auch in Branntwein, worin etwas Zucker zergangen ist, spülen, wodurch sie wieder den Glanz erhalten. Will man ihnen Appretur geben, so weiche man etwas Gummi Tragant in Wasser, doch darf es nur sehr wenig seyn, weil

es gar leicht zu steif wird. Seidene Bänder, die nicht sehr schmutzig geworden sind, kann man auf Tücher breiten und heiße Kornkleie darauf reiben. Sehr schmutzige müssen jedoch, wie die Zeuge, mit venetianischer Seife gewaschen und ausgespült werden, worauf man sie endlich noch durch Brauntwein mit etwas Rindsgalle ziehen und dann um ein rundes Holz zum Trocknen wickeln kann.

Wollene Zeuge aller Art dürfen nicht heiß gewaschen werden, so wie man auch keine starke Lauge dazu nehmen darf. Merino wäscht sich am besten mit schwacher, sehr mit Wasser verdünnter und nur lauwarmer Seifensiederlauge.

Weißer Flor wird ohngefähr auf Art des seidenen Zeugs gewaschen, nur darf man ihn auf keine Weise reiben, sondern nur wiederholt glatt zusammengelegt in Flußwasser und venetianischer Seife einweichen und ausdrücken, worauf man Hausenblase, die Abends vorher in Brauntwein geweicht worden, mit heißem Wasser verdünnt, dasselbe durch Lackmus ein wenig bläulich macht und den Flor durchzieht. Hierauf wird er ge-

schwefelt und endlich, sobald er halb trocken ist, geplattet.

Um Spitzen zu waschen, überziehe man ein reines Bret, doch nicht von Eichenholz, mit Leinwand und wickele die Spitzen auf dasselbe, so daß der hintere Rand die Häkchen oder Augen bedeckt; dann weiche man sie wiederholt in lauwarmes Seifenwasser und drücke sie aus; hierauf stärke man sie in ganz dünner Stärke, klopfe sie zwischen Leinwand-Tüchern, nehme sie, wenn sie halb trocken sind, von den Bretern ab und platte sie auf einer wollenen Decke.

Goldene und silberne Tressen wickelt man um eine mit Leinwand überzogene Walze und wäscht sie mit lauwarmem Wasser und Seife, worauf man sie ausspült, durch Zuckerwasser zieht und zwischen Papier trocken plattet. Bei goldenen thut man nur noch ein wenig Safran unter das Zuckerwasser.

Strohhüte kann man mit trockenem, ganz fein gestoßenem Schwefel abreiben und hinterdrein mit einem mit reinem Branntwein befeuchteten Tuche. Sobald der Hut trocken geworden, bürstet man

ihn aus und bestreicht ihn allenfalls noch auf der linken Seite mit Gummiwasser. Man wäscht ihn auch mit einem reinen Tuche und französischer Seife, worauf man ihn schwefelt, d. h. in ein Gefäß hängt, auf dessen Boden man einen brennenden Schwefelfaden hinlegt, doch muß es hoch genug seyn, daß das Flämmchen dem Hute nicht schaden kann. Dann decke man das Gefäß zu, daß der Dampf nicht herausziehe, nehme den Hut nach einer halben Stunde heraus und platte ihn, doch nur auf übergelegtem feinen Papier.

Hutfedern wäscht man mit einem Schwamme und dem Schaume von venetianischer gekochter Seife; dann läßt man sie noch eine halbe Stunde in dem Seifenschaume liegen, spült sie rein aus, breitet sie zum Trocknen über ein Tuch und wenn sie halb trocken sind, so bestreut man sie mit gestoßenem Zucker oder Salz und hält sie, bis sie völlig trocken geworden, in eine warme Ofenröhre oder über ein gelindes Kohlenfeuer. Sind es weiße Federn, so müssen sie, wie die Strohhüte, geschwefelt oder durch feinen Puder gezogen werden.

Edelsteine putzt man mit gepulvertem Schwefel und Trippel, mit kleinen Bürsten und Leder; Gold mit Branntwein und Essig, worunter man allenfalls ein klein wenig Curcume und Alaun thun kann. Dies kann man eine Nacht stehen lassen, das Gold höchstens eine Stunde hineinlegen und es dann mit leinenen Tüchern abreiben. Angelaufene Gold- und Silberstickereien reinigt man mit zerriebener Brodkrume, die in einem neuen Tiegel heiß gemacht worden; man reibt diese mit der flachen Hand über die Stickerei, bis sie ganz bedeckt ist, legt Leinwand darüber und bürstet, wenn das Brod kalt geworden, die Stickerei mit einer weichen Bürste aus. Das Nämliche kann man bei der Gold- und Silbergaze anwenden, deren man sich zur Tapissereiarbeit bedient. Silberzeug wird, wie Jedermann bekannt ist, entweder mit Kreide und Branntwein oder trockenem Kalk, oder auch gebranntem oder gepülvertem Alabaster, mit Hülfe eines wollenen Tuchs oder einer Bürste geputzt.

Das Stärken oder Steifen der Wäsche ist wohl jeder Hausfrau bekannt, doch sey es, als

zum Ganzen gehörig, hier mit erwähnt. Man nimmt dazu Stärkmehl und zwar das von Waizen lieber, als das von Kartoffeln, kocht dies mit Wasser zu einem dünnen Kleister, drückt denselben durch ein leinenes Läppchen und gießt alsdann so viel Wasser hinzu, als nöthig ist, wenn man die Wäsche nicht sehr steif haben will; soll sie zugleich geblauet werden, so thut man gleich so viel Lackmus *) unter die Stärke, daß sie ein bläuliches Ansehn bekommt, und rührt es wohl durch einander; dann taucht man die Wäsche hinein, drückt sie aus und wenn es feine Sachen sind, die man mit vorzüglicher Sorgfalt behandeln will, so klopft man sie so lange zwischen den Händen, bis sie trocken genug zum Platten sind; das Zeichen davon ist, wenn man einen Zipfel auf die Lippe legt und er nicht mehr anklebt. In der Regel ist dies indeß nicht nothwendig, sondern man darf die Wäsche nur ein wenig klopfen, sie dann zum Trocknen hinhängen und hierauf, wie andere zu-

*) Manche nehmen Berlinerblau, doch muß man davon sehr wenig brauchen, weil es die Wäsche nach einiger Zeit grau macht.

gestärkte Sachen, einsprengen und platten. In beiden Fällen jedoch muß man die Platte recht fadengerade bewegen, weil es sonst gar leicht verzerrt wird.

Bei seidenen Zeugen, Flor u. dgl., kann man auf sehr verschiedene Weise verfahren. Dichte seidene Zeuge von dunkeln Farben, besonders schwarz, können mit arabischem Gummi oder Ochsengalle appretirt werden; bei hellen Farben nimmt man halb Gummi Tragant, halb Zucker; alles dieses muß, wie sich von selbst versteht, gehörig in Wasser aufgelöst werden, und mehr oder weniger verdünnt, je nachdem es nöthig ist. Sind die zu appretirenden Sachen von der Art, daß man sie in einen Rahmen spannen kann, so bedarf es weiter nichts, als sie auf der linken Seite mit einem feinen Läppchen damit zu bestreichen; geht dies aber nicht, so lege man sie über ein reines Platttuch auf einen Tisch, ziehe sie recht gerade und schlage sie, nach dem Bestreichen, um ein Bret oder platte sie zwischen reinen leinenen Tüchern. Bei zarten Farben hat man auch sehr darauf zu sehen, sie nicht zu heiß zu platten.

Flor steift man dadurch, daß man ein leinenes Tuch in reinem Kornbranntwein naß macht, ihn dann hineinschlägt, und wenn er eine Weile darin gelegen hat und gehörig durchgefeuchtet ist, zwischen Papier plattet.

Was das Vertilgen der Flecke betrifft, so lassen sich, die gewöhnliche Wäsche mit Seife ungerechnet, schon sehr viele blos durch Brodrinde oder auch heiße Semmelkrume vertilgen. Ein gutes Mittel ist, bei seidenen und wollenen Zeugen, das Gelbe vom Ei, womit man mit lauwarmem Wasser die von Fett beschmutzte Stelle reibt, sie dann noch einigemal mit reinem Wasser auswäscht und im Schatten trocknet. Flecke von Firniß und Schuhwachs kann man auch mit Terpentinöl, wovon man einige Tropfen auf ein weißes leinenes Tuch tröpfelt, ausreiben, worauf man dann die Stelle mit gepülvertem Bolus dick bestreut, Löschpapier darüber legt und plattet; das zurückgebliebene Pulver reibt man dann mit Brodrinde wieder ab. Auf gleiche Weise kann man auch Thon dazu nehmen und diesen entweder trocken darauf schaben und wie bei dem Bolus verfahren, oder

man verwandelt den Thon mit Wasser in einen Brei, schmiert diesen darauf und bürstet es wieder aus, sobald es ganz trocken geworden. Dies muß aber oft mehrmals wiederholt werden, ehe der Fleck ganz verschwindet. Kochsalz, in einem neuen Tiegel heiß gemacht, darauf gestreut und auf gleiche Weise behandelt, hat eben diese Wirkung. Auch Eau de Cologne, auf graues Löschpapier oder Flanell getröpfelt, vertilgt manchen Fettfleck, so wie es Wachsflecke von seidenen und wollenen Zeugen blos dadurch vertilgt, daß man einige Tropfen auf die Stelle gießt, worauf sich das Wachs ganz leicht ablöst. Aus Sammet lassen sich Fettflecke mit heißem Sande vertreiben, den man in feines Nesseltuch bindet und mit demselben darüber hinfährt.

Obst- und Weinflecke müssen aus weißem Zeuge so bald als möglich herausgewaschen werden, wodurch die vom weißen Weine und mehrern Obstarten alsbald weichen. Die hartnäckigeren aber müssen geschwefelt werden, d. h. man macht die Stelle naß und hält hierauf einen brennenden Schwefelfaden darunter, doch nicht zu nah, damit

aus dem Fleck nicht ein Loch werde. Aus farbigen Zeugen lassen sich diese Flecken mit weißem präparirten Weinstein vertreiben, den man in Wasser kocht und sie damit benetzt, oder man reibt sie blos mit Flußwasser aus und läßt es in der Luft, nicht an der Sonne, trocknen.

Dintenflecke lassen sich aus weißem Zeuge mit Kleesalz vertreiben; man macht die Stelle mit Wasser naß und reibt sie ein wenig mit dem Kleesalz, doch muß man schnell wieder mit Wasser ausspülen, weil sonst die Stelle zerfressen wird. Bei sehr dünnen Zeugen läßt sich dies aus eben dem Grunde nicht wohl anwenden und selbst für starke Zeuge ist es nicht immer vortheilhaft. Ein zweites weniger angreifendes Mittel ist, den Fleck mit Citronensaft zu benetzen und mit Kochsalz einzureiben, worauf man es an ein zinnernes mit siedendem Wasser angefülltes Gefäß hält. Noch eine dritte Art, wodurch das Zeug am wenigsten leidet, ist, Talg warm darauf tröpfeln zu lassen und die Stelle dann mit Seife auszuwaschen. Aus seidenem Zeuge mit ganz ächten Farben lassen Dintenflecke sich mit starkem Weinessig und

warmer Asche vertreiben, worauf man die Stelle mit Seifenwasser auswäscht. Bei nicht ganz ächten Farben darf man nur Ochsengalle mit lauwarmem Wasser dazu nehmen. Aus wollenem Zeuge lassen sie sich durch Ei und einige Tropfen Vitriolgeist mit einem weißen Tuche ausreiben, doch muß man immer nach dem Striche reiben, bis es ganz trocken geworden. Ungefähr auf gleiche Weise verfährt man mit Rostflecken.

Ausführlicher hierüber zu seyn, wäre überflüssig, zumal da man genauere Belehrung in dem recht brauchbaren Büchelchen: „Der Fleckenreiniger und Feinwäscher, Ilmenau bei B. F. Voigt," findet.

Dritte Abtheilung.

Die Hausfrau als Wirthschafterin und Bewirtherin.

Dreizehntes Kapitel.

Einrichtung der Wohnung.

Wie jung und gesund man auch immer seyn mag, ist es dennoch keineswegs gleichgültig, ob das Zimmer, das man bewohnt, nach Mittag oder Mitternacht gelegen ist. In unserm Klima kommt zur Erhaltung der Gesundheit gar viel darauf an, erwärmende Frühlingssonne im Zimmer haben zu können; so viel also immer möglich, suche man daher Schlaf- und Wohnzimmer, entweder nach Morgen, Mittag oder Abend hin zu haben.

Die Hausfrau muß dafür sorgen, daß sowohl das Wohnzimmer als das Arbeitszimmer des Mannes früh gereinigt und selbst im Winter gehörig gelüftet werde. Ist sie genug mit Leuten versehen, daß diese nicht nur das Kehren, sondern auch das

Aufräumen und Aufputzen des Zimmers besorgen können, so halte sie darauf, daß dieß gleich früh geschehen sey. Außerdem besorge sie das Letztere selbst, was in dem Arbeitszimmer des Mannes, besonders wenn er Geschäftsmann ist, wohl überhaupt zu empfehlen wäre, weil hier eine kleine Unachtsamkeit, als Verlegen von Papieren und dergleichen, oft Unannehmlichkeiten verursacht, und von einem Dienstboten die liebende Aufmerksamkeit einer Frau sich nicht erwarten läßt. Elegante oder prachtvolle Meubles würden in diesem Zimmer sehr unpassend seyn. Bequemlichkeit ist die Hauptsache nach der hier gestrebt werden muß. Vorzüglich sehe man darauf, daß es dem Manne nicht an Platz fehle, um alle Dinge, die er oft braucht, gehörig geordnet in der Nähe haben zu können; also, wenn er vieler Bücher bedarf, Bücherschränke in gehöriger Anzahl, oder auch wohl ein als Bibliothek eingerichtetes helles Zimmer, oder allenfalls auch nur Kämmerchen, gleich neben dem seinigen. Ist sein Geschäft von der Art, daß er viel Besuch in seinem Zimmer annehmen muß, so sey eine Stelle des Zimmers, so fern als

möglich von dem Platze, auf dem er allein zu arbeiten pflegt, hierzu eingerichtet, oder, was freilich noch besser ist, er empfange diesen Besuch in einem anstoßenden Zimmer, in welchem dann schon, zumal wenn sein Rang es verlangt, auch einige Eleganz gezeigt werden kann; in dem eigentlichen Arbeitszimmer aber sey das Sopha von der Art, daß er sich bequem zum Ausruhen darauf strecken könne. Daß ein Bureau und ein Schreibtisch hinein gehören, versteht sich von selbst. Ueberläßt der Mann die ganze Ausschmückung desselben seiner Frau, so würden wir, wenn es überhaupt dergleichen haben soll, hierzu eine oder ein Paar Büsten berühmter Männer, und Kupferstiche ähnlicher Art oder auch geschichtliche Gegenstände vorschlagen.

Auch bei dem Schlafzimmer trachte man weniger nach Eleganz, als vielmehr nach einer solchen Einrichtung, wodurch Erhaltung der Ordnung in demselben erleichtert wird. Auch hier sehe man sorgfältig darauf, daß es Sommer und Winter gehörig gelüftet werde. Allzufrühe Morgensonne kann im Schlafzimmer lästig werden und bei schwachen Augen müßte man sich wenigstens durch grüne

Vorhänge dagegen schützen, wie denn überhaupt grün oder himmelblau in diesem Zimmer sehr zu empfehlen sind. Kann man neben diesem Zimmer noch ein wenn auch kleines Toilettenzimmer haben, so ist es desto besser. Man wird dadurch die in den Commoden befindlichen Sachen um so leichter vor dem Staube verwahren können. In diesem letztern, oder in dem Schlafzimmer, wenn man jenes nicht hat, sind eine große Commode, nebst einer sogenannten Chiffonnière, allenfalls auch noch ein Kleiderschrank nothwendige Dinge, doch kann letzterer schon entfernter stehen, weil man die Kleider zum gewöhnlichen Gebrauche füglich in der Commode aufbewahren kann.

Ist das Schlafzimmer eine im Winter nicht zu heizende Kammer, so kann man diese Meubles auch in dem anstoßenden Zimmer haben, da man alsdann ohnedieß sich wenigstens im Winter nicht in derselben anziehen würde. In jedem Falle aber suche man es so einzurichten, daß das Schlafzimmer nicht gar zu klein sey, weil die gedrückte Luft in einem solchen der Gesundheit höchst nachtheilig ist. Es mag nun aber eine bloße Kammer seyn,

in die nie ein Fremder tritt, oder ein Zimmer, das nicht entlegen genug ist, um nicht zuweilen den Blicken ausgesetzt zu seyn, immer sorge man für Erhaltung der größten Ordnung und Reinlichkeit in demselben. Zu etwanigen Ausschmückungen würde ich von Gemälden oder Kupfer, Blumen, Früchte oder einige vorzügliche Meisterwerke erfreulichen Inhalts empfehlen, damit das Auge beim Erwachen nur angenehmen Gegenständen begegne.

Es bedarf wohl kaum des Erwähnens, daß wenn Kinder in der Familie sind, diese ganz in der Nähe des Schlafzimmers, wo nicht in demselben schlafen müssen, da es auch bei der besten Kinderfrau zu gewagt, bei einer nicht ganz bewährten vollends abscheulich wäre, sie ihr ganz ohne Aufsicht zu überlassen, öfteres Aufstehen in der Nacht aber, um nach ihnen zu sehen, der Gesundheit der Mutter sehr nachtheilig seyn könnte. Bei wirklichen Krankheiten der Kinder wird freilich eine wahre Mutter ihrer eignen Gesundheit wenig achten, und ohnedies entweder ganz wachen, wenn es nöthig ist, oder doch wenigstens oft aufstehen; indeß gibt es Zeiten wo bei Kindern, ohne daß sie eben krank

sind, Husten, Schnupfen oder sonst ein etwas leidender und schwächlicher Zustand mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit erfordern. Hat man sie Nachts in seinem Zimmer oder doch gleich daneben, so ist dies natürlich leichter, weil man sogleich hört, was etwa vorgeht, und also nicht ohne Noth sich zu beunruhigen oder seine Gesundheit auszusetzen braucht. Je kleiner die Kinder, je unerläßlicher ist es, sie Nachts ganz in der Nähe zu haben.

Was die übrigen Zimmer betrifft, so kommt es dabei auf Stand und Verhältnisse an; bei einer zahlreichen Familie müßte das Wohnzimmer natürlich ein wenig groß und besonders, wo viel kleine Kinder sind, nicht mit solchen Meubles versehen seyn, die leicht beschmutzen, es müßte denn eine besondere und zwar anständige Kinderstube da seyn, in der sich die Mutter einen großen Theil des Tags aufhält; denn nichts ist verwerflicher, als die Kinder den Launen der Leute überlassen, den ganzen Tag ihnen anzuvertrauen. Bei einer weniger zahlreichen Familie kann man allenfalls auch der Kinderstube ganz entbehren, wenn die Kinder verständig gewöhnt sind und das Wohn-

zimmer groß genug ist, um ihnen ein eignes Revier in demselben als Spielplatz anweisen zu können. An dieser Stelle befinde sich ihr niedriger Tisch nebst dazu gehörigen Stühlen und gleich in der Nähe ein Schränkchen oder eine Commode zum Aufbewahren ihrer Spielsachen. Auf diese Weise kann das Zimmer zu jeder Zeit in Ordnung gehalten werden, ohne daß darum die Kinder in ihrem Thun und Treiben gehemmt werden. Dieß ist jedoch, wie gesagt, nur bei wenigen Kindern anwendbar; bey vielen Kindern ist durchaus eine Kinderstube nöthig, die Mutter müßte denn ganz von der Welt abgesondert leben und nie Besuch erhalten, was doch im Allgemeinen nicht anzunehmen ist, weil der unvermeidliche Lärm sonst den Fremden zu beschwerlich werden dürfte. Aber auch selbst in dieser Kinderstube muß es den Kindern nicht gestattet seyn, alles untereinander zu werfen, zu welchem Zweck es ebenfalls nöthig ist, daß jedes sein Fach in einem Schranke oder einer Commode habe, um seine Sachen darin aufzubewahren und es schon früh den Größeren, besonders den Mädchen, zur Pflicht gemacht werden muß, hierin für die Klei-

neren zu sorgen. Nur hierdurch wird es möglich seyn, sehr bekannte Personen auch wohl allenfalls in diesem Zimmer zu empfangen, da es in jedem Fall für einen, wenn auch kleinen Theil des Tags der Aufenthalt der Mutter seyn muß. Daß in diesem die Meubles noch einfacher seyn müssen, als in dem Wohnzimmer, bedarf wohl kaum einer Erinnerung. Ein Bureau z. B. wäre ein überflüssiges Meuble, denn schreiben wird wohl Niemand in diesem Zimmer; so wie ferner solche Dinge, die dem Zerbrechen und Beschädigen sehr unterworfen sind, als: ein großer Spiegel, ein Glasschrank mit Porzellan u. s. w. hier sehr unpassend seyn würden. Ein bequemes und sehr einfaches Sopha, das nöthigen Falles als Bett dienen könnte, einige Commoden, zum Theil kleine, damit die Kinder sich ihrer bedienen können, oder lieber ein Schränkchen für sie, ein oder ein Paar kleine Tische zum Spielen für die Kinder, nebst dazu gehörigen Sitzen, ein großer, wo möglich runder Tisch wegen der so gefährlichen Ecken bei kleinen Kindern ist das Aeußerste in demselben Erforderliche, die Betten abgerechnet, wenn es zugleich einigen der Kinder als Schlaf-

zimmer dienen sollte, was jedoch, wenn es zu vermeiden ist, nicht zu empfehlen wäre.

Bei einer so eingerichteten Kinderstube, bedürfte die Mutter allenfalls nur noch eines anderen Zimmers, in welchem sie Besuch empfinge, oder sich, um eine ruhige Stunde zu haben, zurückzöge, so wie zugleich bei einer kleineren Familie das vorhin erwähnte Wohnzimmer, in welchem den Kindern ein kleiner Spielplatz eingeräumt wäre, vollkommen hinreichend seyn muß, um gewöhnlichen Besuch darin zu empfangen, da wenige und noch dazu nicht ungezogene Kinder den Fremden nicht lästig seyn können und dürfen. Die Einrichtung dieses Zimmers richtet sich nach dem Wohlstande der Familie; wie reich diese aber auch immer seyn mag, so sehe man auch hier noch mehr auf Bequemlichkeit, als Eleganz, da in diesem Zimmer der größte Theil des Tages zugebracht wird und man sehr bald sich an Pracht und Luxus so gewöhnt, daß es einem völlig gleichgültig wird, indeß man das Behagliche und Bequeme auch nach Jahren noch angenehm empfindet. Das Sopha stehe in diesem Zimmer nicht zu nah, doch auch

nicht zu fern vom Ofen, und zwar wo möglich nicht den Fenstern gegenüber, und so, daß man bequem noch einige Stühle in die Nähe desselben stellen kann, im Fall man Besuch von einigen Personen erhält; ein kleiner runder Tisch vor dem Sopha ist auch in dieser Hinsicht zu empfehlen, ein Bureau, eine Commode oder dergleichen, gehören außerdem noch in dieses Zimmer, so wie ferner der Nähtisch etwas Unentbehrliches in demselben ist; dieser stehe am Fenster und der Stuhl vor demselben so, daß man bequem von da aus das ganze Zimmer, und besonders den Spielplatz der Kinder übersehen kann. Ist die Hausfrau musikalisch oder sollen die Töchter es werden, so ist der passendste Platz des Instruments in diesem Zimmer. Eine Frau, die wenig in der großen Welt lebt, kann sich füglich mit diesem Zimmer begnügen, zumal wenn sie keine großen Gesellschaften bei sich sieht und in diesem Falle könnte das, was etwa von Ausschmückung vorhanden wäre, sich in demselben befinden, als: Porzellan, entweder auf einem blos dazu bestimmten Gestell, oder in einem Glasschranke, Gypsfiguren, eine schöne Uhr u. dergl.; hat man

aber mehrere Zimmer, so möchte es wohl gerathener seyn, diese Dinge in den weniger gebrauchten und eleganteren aufzustellen, da der häufige Staub in dem Wohnzimmer ihnen nicht eben vortheilhaft seyn möchte, zumal wenn sich die Kinder in demselben befinden; haben aber diese eine besondere Kinderstube, so können schon eher in diesem Zimmer zerbrechliche Dinge stehen.

Soll das Wohnzimmer zugleich als Speisezimmer dienen, so möchte es nöthig seyn, einen Teppich, wäre es auch nur von ungebleichter Leinwand unter dem Tische auszubreiten, weil sonst der Fußboden des Zimmers nie länger; als ein oder zwey Tage nach dem Scheuern reinlich aussehen würde. Bei einer kleinen Familie bedürfte es zum Essen nur eines runden Tisches, der allenfalls in der Mitte des Zimmers stehen bleiben könnte oder eines bei Seite zu stellenden eckigen Tisches, den man durch Zusammenschlagen oder Ausziehen nach Belieben vergrößern kann. Bei einer sehr großen Familie, oder in einem Hause, wo oft unerwartet Gäste kommen, möchte freilich der hierzu erforderliche Tisch in dem Zimmer selbst zu viel Platz ein-

nehmen, man müßte also zwei ganz gleiche haben, um sie aneinander stellen zu können, oder einen größeren im Vorzimmer. Ueberhaupt aber ist es in jedem Falle, wo irgend die Umstände es gestatten, bei einer größern Tafel räthlich, ein besonderes Speisezimmer zu haben. In diesem kann man auch schon diejenige Eleganz, die man seinem Stand oder Verhältnissen schuldig zu seyn glaubt, entfalten. Buffets, schöne Glasschränke zu dem Silberzeug, dem Tafelporzellan und den Gläsern sind die passendste Verzierung desselben. Dient der Speisesaal blos als solcher, so ist außer Stühlen, die nicht gepolstert zu seyn brauchen, sondern nur mehr oder weniger elegante Rohrstühle, nichts nothwendig; höchstens könnte man noch, als besondere Ausschmückung Spiegel, Büsten, Gemälde oder Kupferstiche, nur nicht alles durcheinander, anbringen. In diesem Falle könnte auch der Speisetisch beständig in der Mitte desselben stehen bleiben, doch müßte dieser Tisch entweder selbst verlängert werden können, oder sich noch einige von gleicher Breite und Höhe im Zimmer befinden, womit man ihn verlängern könnte; ein Teppich unter der Tafel

möchte auch hier gerathener seyn, theils um der größeren Reinlichkeit des Fußbodens willen, theils, besonders im Winter, wo man zu diesem Zweck einen einfachen wollenen haben muß, um die Füße wärmer zu erhalten. Der Ofen in diesem Zimmer, muß wo möglich Röhren haben, oder so eingerichtet seyn, daß man die Teller im Winter darauf stellen kann, um sie zu wärmen, man müßte denn dieß ohne Beschwerde im Nebenzimmer vornehmen können. Es versteht sich von selbst, daß im Winter schon eine geraume Zeit vor dem Essen, Feuer in demselben gemacht werden muß, damit das Zimmer zur Essenszeit gehörig erwärmt sey. Die Lage desselben kann übrigens nach Mitternacht seyn, dieß hat sogar im Sommer seine großen Annehmlichkeiten, da außerdem, wenn die Sonne während des Mittagsessens hineinscheint, die Hitze oft unerträglich wird, zumal wenn viele Menschen versammelt sind, und Wein und lebhaftes Gespräch das Ihrige beitragen, sie zu vermehren. Kann man es nicht vermeiden, so suche man auf alle Weise, entweder durch grüne Jalousien, oder durch leinene Marquisen, Kühlung zu erhalten.

Auch die Speisekammer, die, so viel möglich, dicht an dem Speisesaal und in der Nähe der Küche seyn muß, kann nach Norden hinaus gehen und mit sogenannten Fliegenfenstern versehen seyn, d. h. Rahmen mit Beuteltuch, die man in die geöffneten Fenster einschiebt, um Luft hinein zu lassen und die Fliegen abzuhalten. Befindet sich die Küche im untern Geschoß und die Speisekammer in der Nähe und gewölbt, so ist es desto besser. In dieser Kammer muß man einen oder ein Paar große Tische haben, um den Abhub von der Tafel darauf setzen zu können, so wie auch Schränke mit großen und kleinen Fächern, um die Vorräthe darin aufzubewahren. Diese Schränke müssen wo möglich auch zu verschließen seyn, damit die abgetragenen Speisen in die Kammer geschafft werden können, ohne daß darin alle Vorräthe den Leuten preisgegeben sind; wenn diese Kammer nicht gewölbt, sondern ein helles trocknes Zimmer ist, so wird sie im Sommer wahrscheinlich nicht kühl genug seyn, um Eingemachtes und dergleichen darin aufzubewahren. Dies muß alsdann in den Keller gestellt werden; dage-

gen kann in diesen Fällen diese Kammer auch den Wäschschrank oder Koffer zur Tisch= oder Bettwäsche enthalten, was in einem gewölbten Zimmer nicht rathsam wäre. Es versteht sich, daß ich nur von der reinen Wäsche rede, die schmutzige muß in einem andern Behälter, und zwar wo möglich über ein aufgespanntes Seil aufgehängt werden.

Es bleibt nun noch übrig, von dem Putz= oder Gesellschaftszimmer zu sprechen. Schon oben ist angeführt worden, daß dies bei einem wohl eingerichteten und ordentlich gehaltenen Wohnzimmer, zumal wenn man ein besonderes oder gar daran stoßendes Speisezimmer hat, sehr leicht entbehrt werden kann. In jedem Falle kann man es dann, wenn eine besondere Kinderstube und neben dem Wohnzimmer oder zwischen diesem und der Kinderstube sich noch ein Kabinet für die Hausfrau befindet. In diesem Kabinet sind ein Nähtisch, ein Schreibtisch oder Büreau, ein Sopha mehr oder weniger elegant oder bequem, nach dem Geschmack der Bewohnerin, und ein runder Tisch nebst Stühlen, das einzige Nöthige; was

man sonst etwa noch hineinsetzen will, kommt auf Raum und Belieben an, da der Hauptzweck bei diesem Zimmer der ist: der Bewohnerin, so lange sie allein ist, einen angenehmen Aufenthalt zu gewähren, und wenn es dem gemäß eingerichtet ist, so wird dies ihre Neigungen, so wie ihre ganze Lebensweise mehr als ein anderes im Hause anreizen.

Wäre z. B. Malerei ihre Lieblingsbeschäftigung, so könnte die Staffelei und der übrige Apparat zum Malen und Zeichnen sich darin befinden; in diesem Falle wäre es auch gut, wenn es nur ein, aber vorzüglich hohes und helles Fenster hätte. Wäre es Musik, so müßte, wenn etwa oft Gesellschaft im Hause und dies Kabinet nicht groß wäre, sich noch ein Instrument in einem anderen größeren Zimmer befinden, weil die Musik sich in einem engen Raume nicht gut ausnimmt und die Luft durch das Hineindrängen der Zuhörenden bald erstickend und für alle lästig werden würde. Die Nähe einer geräuschvollen Kinderstube möchte indeß den musikalischen Uebungen der Mutter wohl auch nicht vortheilhaft seyn.

Wäre es andererseits eine Lieblingsneigung der Hausfrau und ihres Mannes, oft einen kleinen Kreis entweder zum Vorlesen oder zum geselligen Gespräch zu versammeln, so könnte man hierzu ein kleines, allenfalls rundes Kabinet mit einem an der ganzen Wand hinlaufenden Sopha und einem runden Rolltische haben. Daß ein solches jedoch nur zu obigem Zwecke, nicht aber zum beständigen Aufenthalte dienen kann, auch wenn man allein ist, sieht man leicht.

So wie das Kabinet die gewöhnliche Lebensweise der Hausfrau andeuten kann, so offenbart sich hingegen in dem Putz- oder Besuchzimmer, wenn denn einmal ein solches da seyn muß, der Grad der Eleganz, der Prachtliebe und des Geschmacks. Dies darf durchaus nicht klein seyn und das Sopha in der Mitte des Zimmers so gestellt, daß sich bequem vor demselben ein großer Kreis um den Theetisch versammeln könne. Ein Zimmer mit drei Thüren wird selten dazu passen, weil ihm eine lange Wand fehlt. Während man in dem Wohnzimmer, in dem Arbeitszimmer des Mannes und in der Kinderstube nur solche Far-

ben zu den Meublen wählt, die nicht in's Auge fallen und dem Beschmutzen nicht sehr ausgesetzt sind, thut man wohl, hier helle, in die Augen fallende zu nehmen, was gleich dem Ganzen ein eleganteres Ansehn giebt, wenn auch das Zeug in der That nicht mehr Werth hat, als das andere. Ein elegantes Theeservice, ein oder mehrere schöne Spiegel, einige Spieltische, Blumenvasen, ein Blumengestell, was jedoch beides auch in dem Wohnzimmer, wie in dem Kabinet, dem Speisezimmer und dem Zimmer des Mannes stehen kann, eine oder ein Paar elegante Lampen, eine schöne Gyps- oder Marmorfigur, einige Gemälde von Bedeutung oder sehr vorzügliche Kupferstiche sind unerläßlich in demselben, so wie ferner ein Fortepiano entweder in dem Zimmer selbst oder im anstoßenden; denn wenn man einmal ein Putzzimmer hat, so ist ein einziges durchaus nicht hinreichend, und nothwendig muß entweder das Speisezimmer, oder das Wohnzimmer, das Besuchzimmer des Mannes oder irgend ein anderes anständig, wenn auch etwas weniger elegant eingerichtete, sich daneben befinden und während der Besuchzeit offen stehen,

damit ein Theil der Gesellschaft sich entweder zu Karten= oder Gesellschaftsspielen, oder zu irgend einem andern Zwecke, von dem übrigen Kreise absondern könne. Daß dergleichen Prunkzimmer auch mehrere seyn können, wo die Verhältnisse oft glänzende Gesellschaften nöthig machen, versteht sich, besonders da, wo oft getanzt wird. Wenn man indeß keinen Saal oder wenigstens recht großes Zimmer hat, thut man besser, keine Tanzgesellschaften zu halten.

Von diesem Schauplatz der höchsten Eleganz wollen wir zu einem ganz entgegengesetzten Orte, der Küche, übergehen. Da die Mehrzahl der Frauen, wäre es auch nur der Aufsicht halber, sich oft in derselben befindet, so muß man dafür sorgen, daß sie wo möglich nicht allzu entlegen sey, um zu allen Zeiten dahin gelangen zu können. In manchen Gegenden ist diese durch Kochmaschinen so bequem eingerichtet, daß sie zugleich als Zimmer für die Leute dienen kann, was in einer Haushaltung, wo man nur wenige Leute hält, sehr zu empfehlen ist; wen aber Verhältnisse zwingen, eine zahlreiche Dienerschaft zu halten,

(denn ohne dazu gezwungen zu seyn, wäre es wohl eine große Thorheit) der thut besser, noch außerdem, die Schlafkammern ungerechnet, ein besonderes Leutezimmer zu haben, ja sogar, wo die Zahl groß wäre, eins für die männliche, ein anderes für die weibliche Bedienung, und zwar beide so getrennt als möglich.

Wo eine Kammerfrau ist, die sich einen großen Theil des Tages mit Nähen und Platten beschäftigt, wird diese Absonderung ganz unerläßlich. In der Küche oder Kochstube, wie reinlich sie auch immer in ihrer Art seyn mag, ist weder Platten noch feines Nähen am rechten Orte. Der Bediente allenfalls, wenn man nur einen hätte, und er und die Köchin gesetzt und verständig wären, könnte sich mit darin aufhalten, nicht aber in dem Zimmer der Kammerfrau, wenn er Tabak raucht, weil dadurch alle Wäsche und sonstige Sachen, womit diese eben beschäftigt wäre, einen üblen Geruch annehmen würden. Wo die Hausfrau gewohnt ist, der Kammerfrau beim Platten der feinen Wäsche zu helfen, würde überdies die Gegenwart des Bedienten dabei weder angenehm

noch schicklich seyn. Bei einer eleganten Wohnung, wo ohnedies ein Vorzimmer unerläßlich ist, in welchem die Gäste ihre Mäntel ꝛc. ablegen, das aber außer Tisch und Stühlen keiner Meublen bedarf, als etwa eines Kleiderschrankes, um die abgelegten Sachen der Gäste aufzuhängen und das zum Ausklopfen und Reinigen der Kleider Nöthige aufzubewahren, könnten auch die Bedienten sich im Vorzimmer aufhalten, immer vorausgesetzt, daß sie nicht rauchen; will man sie jedoch nicht darin, so muß das Bedientenzimmer durchaus am Eingange der Wohnung seyn, damit die Fremden nicht genöthigt sind, ohne Umstände hineinzugehen, wenn sie Niemanden von den Leuten treffen.

Die Küche mag übrigens so klein oder groß, so bequem oder unbequem seyn, als man sie haben kann, so sehe man streng auf die größte Reinlichkeit, wodurch es überdies der Hausfrau möglich wird, auch zu jeder Stunde des Tages sich hinein zu verfügen und ein wachsames Auge über das zu haben, was darin vorgeht. Die hölzernen und Metallgefäße aller Art müssen nothwendig

einmal in der Woche gescheuert werden, es müß-
ten denn sehr viele da seyn, die wenig oder gar
nicht gebraucht werden; für diese wäre es alle 14
Tage hinreichend; auch der Fußboden muß, sobald
das Abwaschen des Geschirres nach einer Mahlzeit
vorüber ist, augenblicklich gereinigt, so wie auch
der Heerd immer sauber gehalten werden. Ist er
blos von Ziegelstein, so wird er mit Bolus bestri-
chen, ist er mit Fliesen ausgelegt, so braucht man
ihn blos abzuwaschen. Es versteht sich von selbst,
daß in einer Küche, außer einem Gestell oder
Schranke, um Töpfe oder andere Gefäße aufzu-
stellen, noch ein anderer zu dem gewöhnlichen Ge-
schirr seyn muß, so wie ferner, wenn die Spei-
sekammer nicht ganz in der Nähe ist, ein Schrank
zum Aufbewahren von mancherlei sehr oft ge-
brauchten Dingen. Das gute Porzellan aber, selbst
wenn man sich dessen täglich bei der Tafel be-
dient, darf nicht in der Küche stehen, sondern
muß gleich nach dem Abwaschen in dem dazu be-
stimmten Schranke, der entweder in dem Speise-
zimmer oder der Vorrathskammer, oder sonst in
einem andern Behälter in der Nähe des Speise-

zimmers seinen Platz findet, wieder aufgestellt werden.

Kann man zu allem diesen obengenannten noch ein Badezimmer fügen, so wäre in der That alles, was nur einigermaßen zur Annehmlichkeit des häuslichen Zustandes in dieser Hinsicht beitragen kann, vereint. Von diesem Zimmer braucht indeß nichts gesagt zu werden, da es sich von selbst versteht, daß hierin weiter nichts nöthig ist als eine Badewanne, ein Stuhl oder Sopha, ein Tisch und ein kleiner Spiegel, ein Korb oder sonst ein Gestell abgerechnet, um etwa die Kleider zu wärmen.

Auf dem Lande oder selbst in der Stadt, wenn man öfter auswärtigen Besuch erhält, sind jedoch außer den obengenannten noch ein oder ein Paar Zimmer für Gäste nöthig oder doch wenigstens sehr wünschenswerth, weil man sich außerdem in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt sieht, sein Wohn-, Putz- oder Schlafzimmer für die angekommenen Gäste zu räumen. Auch würde es zu lästig seyn, erst die Betten und alles sonst Nöthige herbei zu schaffen und aufschlagen zu las-

sen, wenn die Gäste schon da sind. Diese Zimmer für Gäste brauchen überdies nicht in der Nähe der gewöhnlich bewohnten Zimmer zu liegen, sondern können in einem andern Stockwerke oder einem andern Flügel des Hauses sich befinden. Kann man ihrer mehrere haben, desto besser, so kommt man nicht leicht in Verlegenheit, große Aenderungen treffen und die Betten viel hin und herschleppen zu müssen, was ihnen niemals vortheilhaft ist. Für Gäste von einiger Bedeutung halte man ein elegantes Zimmer oder allenfalls auch, besonders wenn sie auf längere Zeit bleiben sollen, ein Wohn- und Schlafzimmer oder eine Kammer bereit und, wo möglich, in der Nähe ein geringeres für die Bedienung, die sie etwa mitgebracht haben; wo dies nicht seyn kann, führe wenigstens eine Klingel aus ihrem Zimmer in das der Leute. Für Bekanntere, oder die nicht lange genug im Hause bleiben und daher das ihnen angewiesene Zimmer nur als Schlafzimmer gebrauchen, können natürlich die Betten im Zimmer stehen; in die besseren unter diesen gehört indeß immer ein guter Spiegel, ein Sopha, ein Toiletten- oder allenfalls

auch nur ein Waschtisch, eine leere Commode, damit sie ihre Sachen gehörig aufbewahren können u. s. w. In den geringeren Zimmern kann der Spiegel kleiner, die Zahl der Stühle geringer seyn, das Sopha ganz fehlen, aber die Commode nur im Nothfall und der Tisch zum Waschen, wenn es auch eben kein Waschtisch ist, niemals.

Vierzehntes Kapitel.

Erhaltung der Ordnung und Reinlichkeit.

In einer verständig eingerichteten Wohnung ist es leicht, mit geringen Mitteln Reinlichkeit und Ordnung zu erhalten. Viele Bedienung ist hiezu keinesweges nöthig, diese kann sogar oft hinderlich dabei werden; nur Ordnung, verständige Eintheilung der Zeit und gehörige Aufsicht von Seiten der Hausfrau sind unerläßlich. Eine Hauptsache ist, jedem Dinge einen solchen Platz anzuweisen, daß man es zum Gebrauch bei der Hand habe und leicht wieder dahin bringen könne. Es muß ferner jedem von der Dienerschaft sein besonderes Geschäft dabei angewiesen seyn, so wie die

Zeit, wann solches zu verrichten ist; etwas Gewisses läßt sich hierüber nicht angeben, weil das zu sehr von Umständen abhängt. So z. B. muß in dem Arbeitszimmer des Mannes, wenn er nicht gar zu früh aufsteht, vor dem Aufstehen gekehrt werden; geht er sehr bald zu Bett und steht sehr früh auf, so kann es Abends geschehen, nachdem er sich schlafen gelegt; außerdem muß es geschehen, während er seine Geschäfte außerhalb besorgt oder während der Tischzeit. Von dem Wohnzimmer gilt dasselbe hinsichtlich der Hausfrau; dies kann früh oder Abends gereinigt werden oder auch während sie ihre Morgengeschäfte in der Küche, Vorrathskammer, Kinderstube rc. besorgt, oder auch während ihres Ankleidens, wenn sie dies im Schlafzimmer thut oder ein besonderes Zimmer dazu hat, nie aber zu einer Zeit, wo man Besuch erwarten kann, es müßte denn auch dazu noch ein anderes Zimmer da seyn, in das man gelangt, ohne das Wohnzimmer zu betreten. Vor dem Auskehren müssen einige Hände voll nasse Sägespäne in die Stube gestreut werden, weil es sonst zu sehr staubt, und erst eine volle Viertel-

stunde nach dem Kehren, denn eher setzt sich der aufgeregte Staub nicht, wird abgewischt, die gepolsterten Stühle und Sopha's aber werden ausgebürstet. Wenn die Hausfrau nicht selbst nachsieht, ob auch täglich aus allen Winkeln vorgekehrt, der Ofen abgestäubt, die Thüren abgewischt werden u. s. w., so versäumen dies nachlässige Leute nur zu leicht, und schon nach einigen Tagen erhält das Zimmer ein schmutziges und unordentliches Ansehn. Außer diesem täglichen Reinigen müssen auch einmal die Woche die Vorhänge ausgeschüttelt und gebürstet, Sopha und Stühle ausgeklopft und die Fenster geputzt werden. Von dem Scheuern sage ich nichts, weil sich dies von selbst versteht; wie oft man aber dies vornehmen will, kommt theils auf die Jahreszeit an, theils darauf, wie viel oder wenig das Zimmer gebraucht und folglich beschmutzt wird. In jedem Fall rathe ich, einige Vorsichtsmaßregeln anzuwenden, damit es nicht gar zu oft nöthig sey, da die Feuchtigkeit nachtheilige Folgen haben kann; auch ist noch zu bemerken, daß man in den Zimmern zwar Sand zum Scheuern nehmen kann, die-

ser aber wieder abgewaschen werden muß, dahingegen man auf den Treppen und Vorsälen den Sand allenfalls lassen kann, wodurch der Fußboden weißer aussieht und der dadurch erzeugte Staub nichts schadet. Das Streuen des Sandes gestatte man aber auch hier nicht, besonders wenn kleine Kinder da sind, da diese leicht darauf ausgleiten und fallen. Besser ist es übrigens in jedem Fall, wenn der Sand überall wieder abgewaschen wird.

Kachelöfen, Marmortische und dergl. werden mit frischem Wasser abgewaschen, entweder täglich oder doch mehrmals die Woche; die Mahagonimeublen, wie überhaupt alle Meublen von feinem polirten Holze, werden nicht nur täglich mit einem trocknen Tuche abgewischt, sondern auch wöchentlich einmal mit etwas Oel abgerieben; allenfalls kann es auch mit Terpentinöl geschehen, worin man Wachs geschmolzen und recht durcheinander gemischt hat. Vergoldungen werden mit warmem Wein und einer Bürste gereinigt. Zu den Lampen in den Zimmern bediene man sich nur gereinigten Oels; auch müssen diese Lampen alle 8 bis 14 Tage mit Lauge gereinigt werden, d. h.

das Innere derselben, worin das Oel sich befindet, denn den äußeren Firniß würde die Lauge zerfressen.

Zimmer mit Teppichen kehrt man mit dem Reisbesen; daß man diese Teppiche auch von Zeit zu Zeit in's Freie schaffen und ausklopfen muß, versteht sich von selbst. Kleine Teppiche bürstet man täglich aus. Ein recht einfaches Mittel, die Farben der Teppiche anzufrischen, ist, nachdem man Thee getrunken, die Blätter feucht auf dieselben auszustreuen und dann mit dem Reisbesen auskehren zu lassen.

Zur Erhaltung der Ordnung ist, wie schon gesagt worden, unerläßlich nöthig, alles Gebrauchte sogleich wieder an Ort und Stelle zu bringen; dies gilt besonders auch von den Kleidern und der Wäsche. Liegt der Ort, wo die Hausfrau schmutzige Wäsche aufbewahrt, zu entlegen, so habe sie irgendwo in der Nähe ein Plätzchen, wo sie das zu ungewöhnlichen Zeiten schmutzig Gewordene, das jedoch nie den Blicken ausgesetzt seyn darf, hinlege; ein oder zweimal die Woche, beim Herausgeben von reiner Tisch-

wäsche z. B. muß sie dieses schmutzig Gewordene an den gehörigen Ort bringen. Beim Waschen desselben verweise ich auf das, was schon weiter oben bei Gelegenheit der Leibwäsche gesagt wurde. Ehe man die schmutzige Wäsche weglegt, untersuche man, was daran schadhaft geworden und lege es bei Seite, um es bei Gelegenheit ausbessern zu lassen, was man bei der Tisch- und Bettwäsche vor dem Waschen thun muß. Nach der Wäsche sondert man nicht allein die Gedecke und Ueberzüge, die zusammen gehören, sondern legt auch das Feinere, für Gäste bestimmte, das Gewöhnliche zum täglichen Gebrauch und das Gröbere für die Leute, jedes besonders, und zwar so, daß die im Schranke noch vorräthige reine Wäsche oben liege, damit diese zuerst wieder in Gebrauch komme. Einigemal im Jahre oder auch nach jeder angestellten großen Wäsche, wenn diese nicht gar zu oft vorkommt, wird die Hausfrau wohl thun, alle ihre Wäsche durchzusehen und mit dem schriftlichen Verzeichnisse derselben, das sie nothwendig haben muß, zu vergleichen und sich zu überzeugen, daß nichts daran fehlt. Ist die Aufsicht über die

Wäsche und Betten einem Dienstboten anvertraut, so ist diese Vorsicht um so nöthiger, selbst wenn die Person vollkommen ehrlich wäre, da die Ueberzeugung einer genauen Aufsicht sie um so aufmerksamer machen wird. Diese nämliche Aufsicht ist auch bei andern Dingen nothwendig, besonders hinsichtlich der Eßwaaren, des Holzes, um welches man sich durchaus selbst ein wenig bekümmern muß, wenn nicht übermäßig viel verschwendet werden soll. Nicht allein bei dem Holze ist es nöthig, stets Vorrath zu haben, damit es gehörig trockne, sondern auch bei so vielen andern Dingen, theils damit diese durch das Trocknen besser werden, theils weil man bei vielen es im Ganzen wohlfeiler kauft, als im Einzelnen, manches auch nur zu gewissen Jahreszeiten wohlfeil ist. Will man sich aber nicht die Mühe geben, das alles selbst unter Aufsicht zu haben und zu besorgen, so ist es eher eine Verschwendung als Sparsamkeit zu nennen, und man thut alsdann viel besser, alles einzeln zu kaufen, so wie man es eben braucht.

Funfzehntes Kapitel.

Von der Dienerschaft.

Eine Hausfrau, die ihren Leuten mit dem Beispiele der Ordnung und Thätigkeit vorangeht, kann ein Gleiches von ihnen fordern. Allerdings wird sie manchen kleinen Verdruß haben, von dem eine andere, die alles gehen läßt, wie es gehen will, nichts weiß, und besonders jetzt, wo mit der verminderten Religiosität und dem vermehrten Luxus in den untern Ständen auch ganz natürlicherweise weniger Rechtlichkeit überhaupt und Treue und Fleiß in ihrem Beruf zu finden ist, wird wohl jede manche unangenehme Erfahrung darin machen; indeß ist die Sache gleichwohl noch nicht ganz so schlimm als viele es glauben, und oft liegt die Schuld eben so sehr an der Hausfrau als ihren Leuten. Eine Frau, die nur auf Putz und Vergnügen sinnt, kann von ihren Leuten, unter denen sich vielleicht junge lebenslustige befinden, nichts anders erwarten, als daß auch sie sich das Leben so leicht und lustig als möglich machen. Eine andere, die sich jetzt ihrer mürrischen

Laune hingiebt, bei guter Laune aber sich in vertrauliche Unterhaltungen mit ihren Leuten einläßt, darf sich nicht wundern, wenn sie grob und vorlaut werden. Man gebe also vor allen Dingen an sich selbst das Beispiel der Ordnung, Reinlichkeit und Thätigkeit; man fordere nichts, als was geleistet werden kann, sehe aber darauf, daß das mit verständiger Ueberlegung Geforderte gehörig gethan werde. Wo mehrere sind, bürde man nicht dem einen alles Unangenehme auf aus Vorliebe für einen andern, sondern vertheile die täglichen Geschäfte so, daß Jedes das Seinige gehörig verrichten kann, das etwa Versäumte lasse man nie unbemerkt hingehen, doch ohne eben zu zanken, sondern dringe nur darauf, daß es da, wo dies möglich ist, augenblicklich nachgethan werde. Solche Dienstboten, die sich bei ungewöhnlichen Fällen eine kleine Arbeit zu thun weigern, die nicht eigentlich zu der ihrigen gehört, schaffe man je eher je lieber ab, sie müßten denn ganz vorzüglich brauchbar seyn; in diesem Falle darf man es freilich mit Kleinigkeiten so genau nicht nehmen.

Manche halten ältere Dienstboten für besser;

manche glauben bei jüngern mehr guten Willen und Freundlichkeit zn finden; auf beiden Seiten ist Gutes und Böses gemischt, und man kann sie in jedem Alter sehr brav, aber auch sehr nichtsnutzig finden; der Leichtsinn und die Vergnügungssucht der Jugend zeigt sich nur zu oft auch bei ältern, indeß das Eigenwillige und Mürrische, das ältere oft annehmen, sich nur zu oft bei den jüngern auch als naseweis vorlauter Trotz findet. In einem Hause, wo viele Dienstboten nöthig sind, thut man wohl, sie von verschiedenem Alter zu haben, besonders wo männliche und weibliche zusammen sind. Uebrigens ertrage man lieber einige geringe Fehler da, wo es an den Haupteigenschaften, Rechtschaffenheit, guter Wille und Reinlichkeit nicht fehlt.

Ganz vorzügliche Aufmerksamkeit wende man jedoch auf die Wahl derjenigen Dienstboten, die sich mit der Pflege der Kinder zu beschäftigen haben. Zumal bei ganz kleinen Kindern möchte wohl, wenn die Mutter nicht die Hauptsache dabei selbst besorgen kann, eine Person von gesetzten Jahren, die schon einige Erfahrungen in die-

ser Hinsicht gesammelt hat, nöthig seyn. Ist aber die Mutter immer oder doch meistens in der Nähe, so wäre eine jüngere wohl mehr anzurathen, besonders wenn sie etwas Freundliches und Sanftes hat und vor allen Dingen keine zu leichtsinnige oder dumme, beides könnte auf das physische und moralische Gedeihen der Kinder sehr nachtheilig wirken.

In einer kleinen, anständigen, aber nur bürgerlich eingerichteten Haushaltung kann man, wenn nicht zu viel, besonders kleine Kinder da sind, sich recht wohl mit zwei Dienstmädchen, eins für die Küche und gröbere Arbeit, das andere zur Gehülfin bei der körperlichen Pflege der Kinder, zum Reinigen der Zimmer, zum Waschen und Platten u. s. w. behelfen; freilich wird dabei die Hausfrau beim Platten und in der Küche oft mit Hand anlegen müssen. Wo nur etwa zwei Kinder und diese über das vierte Jahr hinaus sind, kann man sich auch mit einem Dienstmädchen begnügen und wird sich dadurch, wenn man nicht ganz unglücklich in der Wahl derselben ist, manchen Verdruß ersparen, da es bei weitem schwieriger ist, mit

mehreren Leuten friedlich hauszuhalten als mit wenigen. Indeß geht dies nur bei Frauen, die mehr ihrer Familie als der Gesellschaft leben. Wo aus Neigung oder um ihrer Verhältnisse willen die Mutter die meisten Abende in Gesellschaft zubringt oder Besuch bei sich empfängt, kann das zweite Mädchen nicht wohl entbehrt werden, dieses mag nun Kammer-, Kinder- oder Hausmädchen benannt seyn. So viel möglich suche man diese von feinem gesitteten Wesen zu bekommen, weil sie oft Stunden lang bei den Kindern seyn wird. Es wäre auch gut, wenn sie etwas vom Nähen verstände, was sich bei einer sogenannten Kammerjungfer von selbst versteht, um allenfalls ein Kinderkleidchen machen oder doch wenigstens das Schadhafte ausbessern zu können. Je geschickter und fleißiger sie hierin ist, je mehr muß man suchen, ihr die gröbere Arbeit zu ersparen, doch ohne Ungerechtigkeit gegen die andern Dienstboten.

Was die Köchin betrifft, so wähle man hierzu eine Person von gesetztem Alter, man müßte denn das meiste in der Küche selbst verrichten wollen, in welchem Falle es gleichgültig ist, ob

das Mädchen jung und unerfahren ist oder nicht, wenn es ihr nur an Reinlichkeit und gutem Willen nicht fehlt. Daß Reinlichkeit ein Haupterforderniß bei der Köchin ist, braucht wohl kaum erwähnt zu werden; eben dies gilt von der Ehrlichkeit, bei der man aber, zumal wenn ihr die ganze Arbeit überlassen bleibt, es mit Kleinigkeiten nicht gar zu genau nehmen darf, wenn man nicht, ohne sich zu verbessern, alle Vierteljahre wechseln will. Die Worte Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit haben oft unter dieser Klasse nicht die weite Bedeutung, die sie bei gebildeteren haben. Eßwaaren verschenken für Dienstleistungen, die sie selbst verrichten konnten; den Verkäufern ohne Umstände zu geben was sie fordern, unter dem Vorwande, „das arme Volk nicht zu drücken, die Herrschaft könne es eher missen als sie;" beim Einkaufen auf dem Markte die Sachen etwas theurer anzurechnen, als sie dieselben wirklich bezahlt, das alles scheint meistens diesen Leuten noch nicht gegen die Ehrlichkeit, obwohl es zum Glück noch Ausnahmen giebt. In manchen Städten herrscht die Sitte, daß die Hausfrau selbst zum Einkauf

auf den Markt geht, wo dies aber noch nicht eingeführt ist, möchte ich wenigstens jüngern Frauen nicht rathen, den Anfang damit zu machen, auch würden sie, wenn sie nicht genau damit Bescheid wissen, höchst wahrscheinlich von den Marktweibern noch ein wenig mehr betrogen werden als von der Köchin, die sie leicht ingeheim auslachen und verspotten dürfte.

Uebrigens mag diese letzte nun wirkliche Köchin oder blos Gehülfin seyn, so überlasse man ihr, wenn Zeit und Verhältnisse es einigermaßen gestatten, nicht unbedingt und ohne Aufsicht die Leitung und Anordnung des Ganzen. Gleich früh bespreche man sich mit ihr über das zu bereitende Mittagsessen, oder wenn die Hausfrau wegen geschwächter Gesundheit spät aufsteht oder viel kleine Kinder oder andere Umstände ihr nicht immer gestatten, dies früher vorzunehmen, so mache sie die Sache lieber noch Abends vorher ab und gebe früh das dazu Nöthige aus der Vorrathskammer heraus, zu deren Schränken wenigstens die Köchin nur dann erst die Schlüssel erhalten darf, wenn sie durch lange Jahre treuer Dienste Be-

weise gegeben, daß sie auch im weiteren Sinne des Worts rechtschaffen ist. Freilich gehört dazu, damit das Selbstherausgeben zu etwas nutze, daß man einige Kenntniß von der Bereitung der Sache habe und ungefähr wissen könne, wie viel etwa dazu gebraucht wird; dies zu lernen, ist jedoch so schwer nicht als man denkt, und eine Menge Kochbücher, unter andern Huth's Handbuch der Kochkunst (Ilmenau bei B. F. Voigt) geben hierüber manche Auskunft.

Von der Köchin (es müßte denn kein anderer Dienstbote da seyn) kann man nicht verlangen, daß sie bei Tische mit aufwarte; dies muß, wenn man keinen Bedienten hat, das andere Mädchen verrichten, und ist die Familie stark und wird auch Abends gekocht, so hat die Köchin in Besorgung und Reinhalten ihrer Küche ihre volle Arbeit. Wo aber Abends nur kalt gegessen wird, der Tisch nicht groß und Gäste selten sind, da kann man ihr füglich noch einen Theil der andern Arbeit übertragen, als Reinigen eines Theils der Wohnung, Waschen, entweder allein oder mit dem andern Mädchen; im Winter kann man sie Abends

spinnen lassen, was jedoch nicht der Mühe werth wäre, wenn sie ein warmes Abendbrod zu bereiten hat. Uebrigens thut man wohl, alle diese Dinge gleich, wenn man sie miethet, mit ihr auszumachen. Noch ist hierbei zu bemerken, daß der Sonnabend Abend, wenn die gewöhnliche Hausarbeit ihnen dann einige ruhige Stunden läßt, den Mädchen zum Ausbessern ihrer eigenen Sachen überlassen werden muß, so wie das, was sie an Sonn- und Festtagen an Zeit erübrigen können.

Wo wegen einer zahlreichen Familie, häufiger Gastereien, auswärtiger Besuche oder anderer Ursachen, die Hausfrau sich überzeugt hat, daß die Köchin und das andere Mädchen nur eben mit der täglich vorkommenden Arbeit fertig werden können, zu jeder Kinderwäsche und andern ungewöhnlichen Arbeit aber noch eine Tagelöhnerin genommen werden muß, thut sie besser, noch ein drittes Mädchen zu miethen. Die Beköstigung eines Menschen macht in einer ohnehin schon großen Haushaltung wenig oder gar keinen Unterschied, und das Tagelohn, das man einzeln ausgiebt, wenn man mehrmals wöchentlich noch

jemanden hält, beläuft sich bei weitem höher, als der Lohn dieser dritten Magd. Nur bestimme man ebenfalls derselben ihre täglichen Geschäfte, wodurch die andern, die nun in ihrer bisherigen Arbeit erleichtert sind, Zeit zu den ungewöhnlichern erhalten.

Kommt die zu gehäufte Arbeit im Hause von Gesellschaften her, die man bei sich sieht, und Raum und Umstände gestatten es, so rathe ich, wenn man nämlich bisher nur weibliche Dienerschaft hatte, lieber statt des dritten Mädchens einen Bedienten zu nehmen, da das Reinigen der Männerkleidung, Stiefelputzen, Aufwarten bei Tafel 2c., viel besser von einem solchen besorgt wird. Freilich kostet er bei weitem mehr, indeß gilt dies auch nur für Leute, die wohlhabend genug sind, um eine kleine Ausgabe mehr nicht zu achten, wenn sie sich dadurch eine Annehmlichkeit verschaffen.

Das zum täglichen Gebrauche nöthige Porzellan, Silberzeug und Tafelgeschirr überhaupt, kann die Hausfrau dem Bedienten zur Aufsicht übertragen, nachdem sie es ihm vorher zugezählt

und zwei Verzeichnisse davon verfertigt oder verfertigen lassen, wovon eins in ihren Händen, das andere dem Bedienten bleibt. Es versteht sich, daß alles etwas mehr betragen muß, als eben unentbehrlich ist, damit nicht für jeden einzelnen, vielleicht unerwarteten Gast die Hausfrau genöthigt werde, Löffel, Messer und Gabel, Teller u. s. w. noch besonders herauszugeben. Dies würde nur stete Verwirrung veranlassen; doch sey gleichwohl die Ueberzahl, besonders der Dinge von Werth, auch nicht zu groß, und in jedem Falle überzähle sie zuweilen die Sachen nach ihrem Verzeichniß. Höchst unbillig wäre es, dem Bedienten jede fehlende oder beschädigte Kleinigkeit ersetzen zu lassen, da auch der Gewandteste wohl einmal etwas zerbrechen kann, manches auch, ohne sein Verschulden und Vorwissen von Andern geschehen seyn mag; dennoch wird bei offenbarer Vernachlässigung ein kleiner Abzug an seinem Lohne ihn für die Zukunft aufmerksamer machen.

Wenn außer dem gewöhnlichen Tafelgeschirr noch viel von Werthe da ist, muß die Hausfrau den Schlüssel dazu in ihrer Verwahrung haben,

und wo es bei außerordentlichen Gelegenheiten gebraucht wird, dem Bedienten, oder wer sonst die Sache zn besorgen hat, die Stücke zuzählen und gleich den Tag nach dem Gastmahle oder, wo es seyn kann, noch denselben, sich die Sachen wieder gereinigt übergeben lassen und verschließen. In einem sehr glänzenden, fast auf Art eines Hofes eingerichteten Hause, pflegt dies, so wie die Aufsicht über manches andere noch, einem Haushofmeister oder auch einem besondern Tafeldecker anvertraut zu seyn. Immer jedoch müssen auch diesem die Sachen gehörig zugezählt, mit einem Verzeichniß übergeben und dann und wann, sollte es auch nur einmal im Jahre seyn, einmal durchgezählt werden.

Das nämliche gilt von der Tisch- und Bettwäsche und den Betten, wozu in glänzenderen Haushaltungen eine besondere Aufseherin oder auch ein Aufseher zu seyn pflegt, die aber in allen einfachern Häusern die Frau selbst in ihrer Verwahrung und Aufsicht haben muß. In beiden Fällen ist ein doppeltes Verzeichniß von beiden nöthig, wovon das eine in dem Wäschschrank und der

Bettkammer, das andere in dem Bureau der Hausfrau seinen Platz findet. Hat diese die Aufsicht darüber sich allein vorbehalten, so muß sie auch den Schlüssel zur schmutzigen Wäschkammer in ihrer Verwahrung haben und bei Austellung einer großen Wäsche, diese mag nun im Hause geschehen oder einer Wäscherin außer dem Hause übergeben werden, die Stücke einzeln zuzählen, wobei sie allenfalls, wenn sie die Wäsche nicht selbst anrühren möchte, sich dieselbe in ihrer Gegenwart von einem ihrer Dienstmädchen aus einander lesen und vorzählen lassen könnte. Man findet zu diesem Behufe in manchen Schreibmaterialienhandlungen fertige Waschtabellen, wo die einzelnen Artikel der Wäsche schon verzeichnet sind und man also nur dem gemäß sie auszusondern und die Zahl der Stücke bei jedem zu bemerken hätte.

Die Betten, sowohl die im Gebrauche befindlichen, als die ungebrauchten, müssen jährlich einigemal (letztere allenfalls nur einmal) an die Sonne gebracht und ausgeklopft werden. Kann man hierzu einen Rasenplatz haben, so braucht man nur zu warten, bis der Thau völlig abge=

trocknet ist und dann die Betten darauf legen; auf jedem andern Platz, wie reinlich er auch sey, muß man Tücher unterbreiten, was auch allenfalls bei dem Rasen schon anwendbar wäre. Nachdem die Betten auf einer Seite einige Stunden von der Sonne durchwärmt und gehörig ausgeklopft worden, legt man sie auf die andere herum und wiederholt das nämliche, doch dürfen sie auch nicht zu arg geklopft werden, damit das Zeug nicht Schaden leide. Noch am Nachmittage und lange zuvor, ehe der Thau zu fallen anfängt, muß man sie wieder hereinschaffen, weil sie nur zu leicht die Feuchtigkeit annehmen. Führt die Hausfrau selbst die Aufsicht darüber, so sehe sie gleich, nachdem sie wieder herein sind, nach, ob alle wieder an ihren gehörigen Platz gekommen und vollzählig sind. Außerdem sehe sie mit dem Verzeichniß in der Hand, wenigstens einmal im Jahr, die der Aufseherin übergebenen Sachen durch, was auch von der Kammerfrau gilt, der man zuweilen die Aufsicht über Leibwäsche, Kleider, Putzsachen und Schmuck anvertraut; nur möchte es hier gerathener seyn, öfterer nachzuse-

hen, weil hier öfters Veränderungen und Zusätze vorfallen.

Die Aufsicht über den Weinkeller pflegt in kleinen bürgerlichen Haushaltungen sehr oft der Mann zu führen; wo dies aber nicht der Fall ist, muß es die Hausfrau durchaus übernehmen, jene wenigen glänzenden Häuser abgerechnet, wo auch hierzu ein besonderer Aufseher bestellt ist. Selbst wenn schwächliche Gesundheit oder gesellige Verhältnisse die Hausfrau hinderten, sich selbst in den Keller zu verfügen, müßte sie doch ein Verzeichniß der vorräthigen Weine haben, sich täglich berichten lassen, wie viel heraufgekommen (von der Wahrheit des Berichts könnte ein Blick auf die Tafel sie überzeugen) und in ihrem Verzeichniß anmerken. Dies Verzeichniß könnte in dem Ausgabebuche befindlich seyn, indeß die andern Verzeichnisse über Wäsche, Betten, Tafelgeschirr rc. alle zusammen in einem und demselben Kästchen des Bureau's liegen müßten. In einer sparsam eingerichteten Haushaltung müßten alle nicht ganz geleerte Flaschen, in einer jeden aber wenigstens die vollen wieder verschlossen werden. Auf diese

Weise könnte in jedem Hause die Frau die Aufsicht über den Weinkeller führen und je einfacher und bürgerlicher die Einrichtung wäre, je leichter würde es ihr, besonders da, wo nicht täglich Wein getrunken wird.

Außer diesem gehört indeß auch noch dazu, wenn der Weinhändler ein Faß schickt, nachzusehen oder nachsehen zu lassen, ob es auch unbeschädigt ist, so wie beim Abzapfen entweder selbst gegenwärtig zu seyn oder zu wissen, wie viel Flaschen in dem Fasse enthalten seyn müssen, was gar leicht zu erfahren ist. Freilich kann man, wenn man es nicht selbst macht, immer noch betrogen werden, falls man es nicht mit ehrlichen Leuten zu thun hat; auch darf man solche Dinge durchaus Niemandem anvertrauen, den man nicht Grund hat, dafür zu halten. Ihm ein Paar dabei getrunkene Gläser, und wäre es auch eine Flasche, mißgönnen zu wollen, würde unbillig seyn.

Um die übrige männliche Dienerschaft, als: Kutscher, Jäger rc., wo solche ist, hat die Hausfrau sich in der Regel nicht zu bekümmern, weil dies Sache des Mannes ist, und wo ein Koch ge-

halten wird, gilt ungefähr das, was von der Köchin gesagt worden, nur daß sich, da dies schon eine große Haushaltung voraussetzt, die Aufsicht nicht bis auf Kleinigkeiten erstrecken kann, was auch da weniger nöthig ist.

Nur in einem Punkte, in der Beköstigung, hat die Hausfrau meist für alle ihre Leute zu sorgen. Sie sehe darauf, daß die für sie bestimmten Speisen reichlich und gehörig zubereitet werden; auch müssen sie früher essen, als die Herrschaft, vorausgesetzt nämlich, daß ihrer viele sind und überhaupt für sie besonders gekocht wird. Wären die Speisen an ihrem Tische zu schlecht und kärglich, so könnte man es ihnen kaum verargen, wenn sie durch Naschen von der Herrschaftstafel sich schadlos hielten. Daß die feineren Speisen von dieser letzten gar nicht auf den Gesindetisch kommen, versteht sich, das davon Uebriggebliebene müßte denn so wenig seyn, daß es sich nicht der Mühe verlohnte, es aufzuheben. In kleinen Haushaltungen, wo wenig Leute oder gar nur eine Magd ist, würde es lächerlich seyn, für sie besonders kochen zu wollen; dagegen ist es kei-

neswegs nöthig, daß sie eben von allem erhalten, was auf den Tisch der Herrschaft kommt, besonders wenn die Hausfrau die feinere Arbeit dabei selbst besorgt. Es kann der Magd auch füglich wenn vom vorigen Tage noch Gemüse oder dergl. übrig war, dies gewärmt werden, während für die Herrschaft vielleicht eine feinere Speise frisch bereitet wird. Dasselbe gilt auch von dem Abhub bei großen Tafeln, wo viele Dienstboten sind, nur muß es ihnen gleich des andern Tages, oder wenigstens so lange es noch frisch und wirklich genießbar ist, gegeben werden und nicht erst, wenn es schon anfängt zu verderben.

Ueber das Einzelne hinsichtlich der Beköstigung läßt sich nichts bestimmen, weil dies von Ort und Umständen abhängt. In manchen Gegenden Deutschlands erhalten die Dienstboten die ganze Woche fast nichts als Gemüse und Mehlspeisen und nur ein- höchstens zweimal Fleisch, in andern haben sie es täglich zweimal und in Menge. Eine angehende Hausfrau muß sich daher bei mehrern verständigen und erfahrnen Frauen erkundigen und dann ihren Verhältnissen nnd Ein-

künften gemäß ungefähr die Mittelstraße zwischen dem zu Reichen und zu Kargen wählen. Das letzte würde die Leute mürrisch und unzufrieden, das erste aber übermüthig machen und andere Haushaltungen mit verderben.

Dasselbe gilt auch von dem Lohne und den etwaigen Geschenken. Auch dieser ist in jeder Gegend, ja oft in zwei gar nicht weit auseinander liegenden Städten schon verschieden, und oft durch die Unbesonnenheit einiger Familien in kurzem sehr hoch gesteigert worden. Allerdings ist es besser, einige Thaler Lohn mehr zu geben, um gut bedient zu werden, allein dies hat selten die gehoffte Wirkung. Einen ungewöhnlichen hohen Lohn gebe man nie einem Dienstboten gleich vom Antritt des Dienstes an; die Erfahrung zeigt nur zu oft, daß diejenigen, die hohe Forderungen machen, unter dem Vorwande, daß sie mehr leisten würden als andere, oft gerade die untauglichsten sind, sobald sie sehen, daß ihrer unersättlichen Habgier nicht weiter gefröhnt werden soll. Ohne gerade den allerniedrigsten Lohn anzunehmen, halte man sich doch für das erste Jahr so nahe

daran als möglich, verspreche und gebe ihnen aber Zulage im nächsten und den folgenden Jahren, was freilich, sobald es erst dem höchsten Lohne nahe kommt, nicht zu schnell und bedeutend mehr steigen darf, weil auch hieraus bald Mißbrauch entstehen würde.

Geschenke gebe man gleichfalls nicht zu oft und zu reichlich; ein Theil derselben, als Jahrmärkte und Weihnachten, wird oft gleich beim Miethen mit ausbedungen, und in diesem Falle gilt davon, was ich vom Lohne selbst gesagt; ich rede jetzt nur von den ungewöhnlichen, bei denen es theils auf Landessitte, theils auf Umstände ankommt; nach Krankheiten z. B. wo eins oder das andere von den Leuten mehr Arbeit als gewöhnlich hatte oder große Anhänglichkeit zeigte; bei Hochzeiten, bei der Geburt eines Kindes und vielen geringeren Veranlassungen. Bei allen solchen, wo es wirklich Sitte ist oder wo es geschieht, um ungewöhnliche Anstrengungen zu belohnen, thue man es nicht karg, aber auch nicht mit Uebertreibung und hüte sich vor allem, mit den Reichsten und Verschwenderischsten hierin wetteifern zu wol-

len. Oft erzählen die Dienstboten auch nur von den reichen Geschenken der oder jener Herrschaft, um die ihrige zum Wetteifer aufzufordern; untersucht man aber die Sache, so findet sich's wohl, daß kaum ein Viertheil des Erzählten wirklich wahr ist. Eine Hausfrau übrigens, die ihre Kleider ꝛc. selbst zu ändern versteht, thut besser, sie zu behalten, so lange sie noch anständigerweise zu tragen sind, und ihren Leuten lieber einmal etwas Neues zu kaufen oder ihnen ein Geldgeschenk zu machen. Dies braucht indeß nicht eben Regel zu seyn, denn hie und da möchte wohl einmal einem Mädchen mit einem abgelegten Stücke, das die Frau ohnehin nicht lange mehr tragen würde, mehr gedient seyn als mit Gelde. Die Hauptsache ist, daß man eine verständige Auswahl treffe und ihnen nur so etwas gebe, das ihnen wirklich nutzen kann.

Sechszehntes Kapitel.

Von Berechnung der Einnahme und Ausgabe und richtiger Eintheilung derselben.

Oft pflegt der Mann Einnahme und Ausgabe im Ganzen zu berechnen und der Frau eine bestimmte Summe zur Wirthschaftsführung und ihrer Kleidung zu überlassen, indeß er selbst für Holz, Wein, Gesindelohn u. s. w. sorgt. In diesem Falle hat die Frau weiter nichts zu thun als ihr inneres Hauswesen und besonders ihre Küche so einzurichten, daß sie von Monat zu Monat mit dem ihr ausgesetzten Gelde nicht nur auskomme, sondern auch etwas übrig habe, damit sie nicht bei vorkommender größerer Ausgabe Zuschuß vom Manne zu fordern brauche.

Wo aber der Mann nur seine Privatausgaben besorgt, der Frau aber alles Uebrige überläßt, muß diese alle Hauptausgaben, als Hausmiethe, (wenn man nicht ein eigenes Haus bewohnt), Unterricht der Kinder, Gesindelohn, Wein, Holz ꝛc. genau berechnen und beim Einkommen des Quar-

tals zurücklegen, um es zu seiner Zeit auszahlen zu können, außerdem aber noch eine bedeutende Summe für unerwartete Fälle stets bereit halten. Das Uebrige muß, gleichviel, ob nach Wochen oder Monaten eingetheilt, zur Führung der Wirthschaft und Kleidung ausreichen. Sollte sie Mühe haben, mit dem ihr überlassenen Gelde alle vorkommende Ausgaben zu bestreiten, so überlege sie ruhig mit dem Manne oder bei sich selbst, worin wohl am leichtesten Ersparnisse zu machen wären, und schlage ihm das vor, was ihr etwa gefällt. Einer guten verständigen Frau braucht es wohl kaum gesagt zu werden, daß sie mit diesen Ersparnissen lieber bei sich und dem, was ihre Annehmlichkeit betrifft, anfangen möge, als bei dem Manne und dem, was für physisches oder moralisches Wohlseyn der Kinder wichtig wäre. Nur freilich muß sie mit diesen kleinen Aufopferungen nicht prunken oder sie im Tone des Vorwurfs dem Manne vorrechnen. Er wird auch ohnedies, wenn er nicht roh ist, es schon bemerken und an seiner Frau zu schätzen wissen.

Dagegen empfehle ich, wo Leichtsinn und Verschwendungssucht des Mannes Warnungen erfordern, den Frauen dringend, ihm ernste Vorstellungen darüber zu machen, die jedoch keine Wirkung thun würden, wenn sie nicht mit besonnener Ruhe gesprochen würden, oder nur seine Ausgaben zum Zweck hätten, indeß die Frau sich nicht geneigt zeigte, auch ihrerseits sich Einschränkungen gefallen zu lassen.

Zu Berechnung der Einnahme und Ausgabe halte man sich ein Buch, in welches man alles einträgt. In manchen Städten herrscht die Sitte das, was bei Fleischern, Materialhändlern und Bäckern gekauft wird, gleichfalls in ein Buch schreiben zu lassen, und monatlich oder vierteljährlich zu bezahlen. Dies hat allerdings manches Angenehme, indem man auf diese Weise die Hauptausgaben für die Küche im Ganzen zahlt, und so nur wenig Geld noch für die täglich laufenden Ausgaben braucht; auch kann man, wenn man brave Lieferanten und nicht ganz ehrliche Leute hätte, nicht so leicht bei jeder Sache betrogen werden. Bei einer Haushaltung aber, wo auch im Kleinen ge=

spart werden muß, um gehörig auszukommen, rathe ich hiezu dennoch nicht, vorausgesetzt, daß die Hausfrau sich um alles selbst bekümmert, und sich die geholten Sachen von ihren Leuten überbringen läßt. Kann oder mag sie dies nicht, so ist jene Sitte freilich besser, die indeß für geringe Einkünfte etwas sehr Unangenehmes hat, daß nämlich gleich am Anfange des Monats oder Quartals ein bedeutender Theil desselben für schon genossene Dinge ausgegeben wird, man sich auch wohl gar, wenn etwas Ungewöhnliches vorgefallen, in der Verlegenheit befinden kann, nicht zahlen zu können, was dann, da es doch einmal bezahlt werden muß, lange drückt; dahingegen man, wo das täglich Genossene auch gleich bezahlt wird, augenblicklich zu sparen anfängt und anfangen muß, so wie ungewöhnliche Ausgaben kommen.

Dahingegen empfehle ich sehr, man mag nun auf Rechnung nehmen oder baar bezahlen, gleich beim Empfang des Monatsgeldes dasjenige zu kaufen, was man etwa von Vorräthen braucht, immer in der Voraussetzung, daß die Hausfrau den Schlüssel zu ihrer Vorrathskammer selber führt; denn

außerdem würden größere Vorräthe nur Veranlassung zu größeren Diebereien geben. Auch versteht sichs, daß man die Sachen zu den Zeiten kaufen muß, wo sie am besten und wohlfeilsten sind, weil sonst das Vorräthighaben auch zu nichts nutzt, und von solchen Dingen, die leicht verderben, kaufe man nur für das nächste Bedürfniß. So kann man z. B. Eyer im Herbst einkaufen und in Häckerling gepackt aufheben, weil sie im Winter seltener und theurer sind. Auch im Frühjahr vor der Brutzeit kann man es noch, sobald aber diese erst angegangen, verbrauche man erst die noch vorräthigen und kaufe dann immer nur auf wenige Tage. Waizenmehl, wenn man es selbst mahlen läßt, kann man auf ein halbes, auch wohl ganzes Jahr vorräthig haben, nur muß man sorgfältig darauf sehen, daß es, so wie es aus der Mühle kommt, auf Tüchern in einer luftigen Kammer ausgebreitet und täglich umgerührt werde, bis es ganz trocken ist, worauf man es dann in den Kasten thun kann. Ohne diese Vorsicht würde es bald verderben und einen üblen Geschmack annehmen, was auch geschieht, wenn man es zu lange

im Kasten hat; man darf daher das neue nicht zu dem noch vorräthigen alten schütten, sondern muß das alte zuerst verbrauchen. Das gröbere Mehl verdirbt leichter als das feinere und muß daher, sehr bald nachdem es gemahlen worden, verbraucht werden.

Käse darf man nicht zu der Zeit vorräthig ein kaufen, wo es schon viele Fliegen gibt, weil sie sonst bald von Maden wimmeln würden; hat man sich aber im Frühjahr damit versorgt, so verwahre man das Gefäß worin man sie hat, sorgfältig an einem kühlen Ort. Fleisch zum Einsalzen und Räuchern kaufe man nur im Winter, wenn man nämlich die Sache selbst besorgen will, theils weil man dann von den Schmeißfliegen nichts zu fürchten hat, theils auch, weil um diese Zeit, wegen der stärkeren Feuerung, das Räuchern schneller von Statten geht. Kauft man es fertig geräuchert bei dem Fleischer, so wäre es überflüssig und lächerlich, einen grossen Vorrath davon haben zu wollen, und sich so ohne Noth der Gefahr auszusetzen, es verderben zu sehen. Während der Kälte bewahre man geräucherte Würste u. dergl. vor dem

Erfrieren, im Sommer aber halte man das Geräucherte an einem kühlen Ort, doch nicht im Keller. Butter in großer Menge anzukaufen, ist nicht zu empfehlen; der geringe Vortheil des wohlfeileren Einkaufs würde sonst wahrscheinlich durch die Nothwendigkeit, die letzte wegwerfen zu müssen, wieder verloren gehen. Im Herbste kann man sich allerdings einen kleinen Vorrath zum Kochen auf den Winter anschaffen, zu andern Jahreszeiten aber nicht.

Geräucherten Lachs, Pricken, Caviar u. dergl. lasse man nur in kühlen Jahreszeiten kommen, wenn man es überhaupt vorräthig im Hause haben will. Wo von dergleichen Luxusartikeln selten und wenig genossen wird, thäte man überhaupt besser, es jedesmal bei dem Kaufman holen zu lassen. Ißt man es oft, so bekommt man es freilich wohlfeiler bei einer Quantität auf einmal, man nehme aber auch nur eine kleine Quantität, weil diese Dinge dem Verderben zu sehr ausgesetzt sind, und somit der Verlust leicht das Ersparte übertreffen dürfte.

Von dem auf Rechnung nehmen bei dem Ma-

terialhändler, dem Fleischer u. s. w. ist schon oben die Rede gewesen. Auf gleiche Weise pflegen auch Schuhmacher, Schneider, Tischler und andere Handwerker ihre Rechnungen viertel- oder halbjährig einzuschicken. Wenn man es mit ganz rechtlichen Leuten zu thun und ein reichliches Auskommen hat, so ist das ganz gut, nur müssen diese Rechnungen dann pünktlich bezahlt, quittirt und von der Hausfrau in einem besondern Fache ihres Bureau aufgehoben werden. Alljährlich kann sie einmal diese Papiere durchsehen und die ganz alten Quittungen der Art wegwerfen, nie aber die von demselben Jahre auch nicht die, von denen sie nicht zwei spätere von demselben Mann vorräthig hat. Bei geringen oder nur mäßigen Einkünften ist jedoch das Bezahlen dieser Rechnungen äußerst lästig; da thut man gewiß besser, alles gleich zu bezahlen, so wie es gemacht worden, wodurch überdies jeder Möglichkeit des Uebervortheilens vorgebeugt wird.

Wenn ich schon bei unentbehrlichen Artikeln und Kleinigkeiten nicht rathe, Rechnungen auffammeln zu lassen, so kann man leicht denken, daß ich es noch weit mehr widerrathe, bei Kaufleuten

Zeuge oder Luxusartikel auf Rechnung zu nehmen. Dadurch ist der Verschwendung und in ihrem Gefolge dem Unfrieden in der Ehe Thür und Thor geöffnet. Hat man eben kein Geld, so warte man lieber mit dem Ankauf einer Sache, besonders wenn es ein entbehrlicher Luxusartikel ist, bis man Geld genug dazu erübrigt hat. Dieser Rath mag freilich den Frauen schwer zu befolgen seyn, die sich gewöhnt, alle ihre Launen zu befriedigen; aber sie mögen sich ernstlich fragen, ob ihnen dies wahren Genuß und eine einzige wahrhaft glückliche Stunde verschafft, und dann wenigstens bei ihren Töchtern einen andern Weg einschlagen. Uebrigens ist es auch zu keiner Zeit zu spät, noch an sich zu bessern, wenn man wahrhaft will. Bei dem baaren Bezahlen hat man überdies den Vortheil, aussuchen zu können, bei wem es uns am besten gefällt und abzuhandeln, wo man uns übertheuern will, was bei Borgen schon weit weniger angeht.

Wie viel oder wie wenig von den Einkünften übrigens auf die einzelnen Hauptartikel zu verwenden sey, kommt ganz auf die Umstände an und

es läßt sich nichts darüber bestimmen. Nur soviel, daß für Speise und Trank in der Regel nicht mehr als ein Viertheil, höchstens Drittheil des Ganzen aufgehen darf, wenn alles Uebrige noch anständig bestritten werden soll.

Siebzehntes Kapitel.

Von Empfang und Bewirthung der Gäste.

Gäste die eingeladen wurden, müssen mit allen äußeren Zeichen der Freude sie zu sehn, empfangen werden; selbst wenn sie uns nicht besonders lieb wären, setzt doch die Einladung den Wunsch voraus, mit ihnen in nähere Berührung zu treten, und dem gemäß muß unser Betragen gegen sie eingerichtet seyn.

Personen, die uns unerwartet besuchen, müssen wir stets höflich empfangen, sie mögen uns nun angenehm seyn oder nicht. Sind sie uns an und für sich lieb und kommen nur gerade in dem Augenblick nicht ganz gelegen, so müssen wir dies auf alle Weise zu verbergen suchen, zumal wenn

es Menschen sind, die ohnedies nur selten kommen. Nur bei ganz genauer Bekanntschaft mit Personen, die wir oft sehen, können wir es uns erlauben, ihnen das Geschäft (wenn es wahrhaft dringend ist) oder was uns sonst ihren Besuch für den Augenblick weniger erfreulich macht, offen zu gestehen, was unter Männern schon weit häufiger vorkommen kann, weil die Geschäfte derselben oft von der Art sind, daß sie sich nicht aufschieben lassen und die Geselligkeit ihnen nachstehen muß. Frauen hingegen pflegen selten so wichtige Geschäfte zu haben, daß sich diese nicht um eine Weile verschieben oder einem Andern übertragen ließen, bei Pflege von Kranken etwa ausgenommen, wo man ohnedies, so lange die Sache von Bedeutung ist, nur von ganz bekannten Personen Besuch annimmt.

Aber auch selbst gegen Personen, deren Besuch ihr nicht nur zu einer, sondern zu jeder Zeit lästig wäre, darf eine Frau sich nie Unhöflichkeit zu Schulden kommen lassen. Sie empfange sie stets mit allen üblichen Formen äußerer Achtung, doch ohne Freude; diese zu bezeigen, wo man vielmehr Verdruß empfindet, würde falsch seyn. Da-

gegen spreche man wenig, beantworte ihre Fragen so kurz als möglich, thue keine an sie, um nicht in ein Gespräch verwickelt zu werden, so wird dieses bald zu stocken anfangen, und sie werden aus der Kälte, mit der man sie behandelt, merken, daß sie lästig sind, und wegbleiben. Selbst diese Kälte darf sich eine Frau jedoch auch nur gegen Personen erlauben, von denen sie weiß, daß sie mit ihrem Manne weder in geselligen, noch Dienstverhältnissen stehen. In beiden letzten Fällen müßte sie ihre persönliche Abneigung, wie gegründet diese auch immer seyn möchte, zu verbergen wissen, weil sie durch das Gegentheil ihrem Manne unangenehme Augenblicke zuziehen, oder auch wenn er, wie die Männer pflegen, eifersüchtig auf sein Ansehn als Hausherr wäre, ihn zu den Glauben bringen könnte, als wolle sie seinen Wünschen und Neigungen entgegentreten.

Die Frau empfange auch die Verwandten ihres Mannes und seine Freunde besonders herzlich, und sollten unter ihren Bekannten einige seyn, von denen sie weiß, daß ihr Umgang mit ihnen ihrem Manne nicht angenehm ist, so ziehe sie sich nach

und nach von ihnen zurück, wenn es ihr nicht gelingt, dem Manne günstigere Gesinnungen gegen sie einzuflößen.

Die Franzosen spotten zuweilen über unsere Gesellschaften, bei denen, wie sie sagen, Essen und Trinken der einzige Zweck sey (worin sie beiläufig gesagt, mitunter nicht ganz Unrecht haben) so wie darüber, daß auch bei unerwartetem Besuch schon Erfrischungen gereicht werden. Diese letzte Sitte kann allerdings leicht übertrieben werden, jedoch herrscht sie wenigstens noch in vielen Gegenden Deutschlands, so daß man sich ihr wenigstens nicht ganz entziehen kann. Indeß krame man hierbei wenigstens keinen überflüssigen Luxus aus, und richte sich damit nach den Personen und den Jahreszeiten. Im Sommer ist Obst oder irgend ein erfrischendes Getränk meist schon hinreichend.

Bei anzustellenden Gastmahlen, von welcher Art diese auch seyn mögen, sey man zunächst darauf bedacht, nicht mehr Menschen einzuladen, als der Raum gestattet, bequem zu setzen, so wie zweitens so viel als möglich nur solche, die einander befreundet sind. Bei einer großen Gesellschaft kann

dies freilich nicht seyn, und braucht es auch nicht, doch vermeide man selbst hier Personen zusammenzubringen, die in feindlichen Verhältnissen zu einander stehen, besonders wenn sie früher Freunde waren und sich entzweiten.

Bei der Mittags- oder Abendtafel suche man ferner, besonders wenn die Gesellschaft zahlreich ist, die Gäste so zu setzen, daß sie neben Personen kommen, deren Nähe und Unterhaltung ihnen, dem Vermuthen nach, angenehm oder doch wenigstens nicht unangenehm seyn kann. Bei einem kleinen Zirkel, besonders um einen runden Tisch, bedarf es dieser Vorsicht wenig oder gar nicht, weil da die Unterhaltung mehr allgemein wird. Außerdem setze man die Gäste aber auch nach ihrem Alter und Range, so wie dem Verhältniß gemäß, in dem sie zu uns stehen. Den Gästen besonders, die zum erstenmal eingeladen wurden, erweise man große Aufmerksamkeit, ohne darum die alten Bekannten zu vernachlässigen.

Der Ehrenplatz an fürstlichen Tafeln ist bekanntlich die Mitte, der Eingangsthür gegenüber; in andern Cirkeln hat sich jedoch meist das eine

Ende der Tafel als solcher behauptet, und nächst dem die Plätze neben der Hausfrau für die Herren, die neben dem Hausherrn für die Damen. Bei einem großen Zirkel vorzüglich, thut man sehr wohl, die Namen der Gäste auf Karten zu schreiben und diese auf die Servietten zu legen, weil sonst leicht Verwirrung entsteht, und alle ganz anders gesetzt werden können, als man gewollt.

Der Vorleger, es mag nun die Frau oder der Mann seyn, muß ungefähr in der Mitte der Tafel sitzen, um das Ganze besser übersehen zu können. Die Tafel sey nicht allzu schmal, damit man Platz habe, alles in gefälliger Ordnung darauf zu setzen, ohne den Tellern und Gläsern der Gäste zu nahe zu kommen; die gar zu breiten Tafeln jedoch, an denen man kaum mit den gegenübersitzenden reden kann, haben auch ihr Unangenehmes, zumal wenn nicht vielerlei darauf zu stellen ist. Man stelle auch die Weinflaschen nahe genug aneinander, daß jeder der Herren wenigstens eine derselben erreichen, und sich und den ihm zunächst sitzenden Damen einschenken könne.

Bei der Suppe muß die Vorlegerin, zumal

wenn die Gesellschaft zahlreich ist, die Teller dem Bedienten zum Herumreichen übergeben, und diesen schon vorher unterrichtet haben, welche Gäste er zuerst bedienen soll. Das nämliche gilt von dem Gemüse, den Mehlspeisen rc. wenn man nicht lieber die ganzen Schüsseln herumgeben läßt, was jedoch, wenn der Bediente des Aufwartens bei Tafel nicht recht gewohnt ist, den Kleidern der Damen oft gefährlich wird. Fleischspeisen, die zerlegt werden und überhaupt alle diejenigen Dinge die man in Stücke oder Scheiben geschnitten, auf Teller legen kann, ordne man auf zwei Teller, und lasse den einen rechts, den andern links von Hand zu Hand gehen. Seltene Dinge, von denen nicht viel vorhanden ist, theile man so ein, daß jeder Gast wenigstens etwas davon bekommen kann, wenn er will. Diese Dinge alle selbst vorzuschneiden, möchte jedoch an einer zahlreichen Tafel einer Frau zu beschwerlich werden, auch pflegt dies in vielen Häusern ein Bedienter auf einem Nebentische zu verrichten, in bürgerlich eingerichteten Haushaltungen jedoch und wo man keinen Bedienten hat, der dies gehörig versteht, könnte die Hausfrau einen

der anwesenden Gäste ersuchen, ihr darin beizuste=hen, doch darf sie diesen Antrag nur einem nahen Verwandten oder sehr genauen Freunde des Hau=ses machen. Sobald von einer Schüssel vorgelegt ist, stelle man sie gleich wieder an ihren Platz, wenn sie nicht durch eine andre ersetzt wird, da=mit die Symmetrie auf der Tafel nicht zerstört werde. Es mögen übrigens so viel oder so wenig Schüs=seln und Assietten auf der Tafel stehen, als man will, immer sorge man dafür, daß es symmetrisch aufgestellt bleibe, und nicht in Verwirrung unter einander umherstehe. Auch stelle man von den Assietten nicht zwei gleiche nebeneinander, sondern nur schräg oder grade einander gegenüber. Einige Anweisung über das Anordnen der Tafeln findet man gleichfalls in Huths Handbuch der Kochkunst Ilmenau, bei B. F. Voigt.

Was nun die Speisen betrifft, so bedenke man wohl, daß nicht die Menge der Gerichte eine gute Mahlzeit zu einer solchen macht, sondern der Wohl=geschmack und die passende Zusammenstellung. Lau=ter allzu nahrhafte und sättigende Speisen möch=ten an Molieres Geizigen erinnern, der einige fette

derbe Speisen bestellt, damit nur die Gäste bald satt würden; lauter feine Leckerbissen hingegen und alle in geringer Quantität würden wieder manchen Vielessern, deren es in der besten Gesellschaft geben kann und wirklich gibt, nicht zufrieden stellen. Man sorge also dafür, daß Magen und Gaumen zugleich befriedigt werden. Eben so würde eine fade oder ganz alltägliche Speise nach einer vorzüglich pikanten ungenießbar seyn; nach einer solchen muß also durchaus wieder etwas folgen, das, wenn auch auf andre Weise, den Appetit reize, wenn es wirklich genossen werden soll.

Eben so enthalte man sich des Ueberflusses hinsichtlich der verschiedenen Weine. Auf die Tafel stelle man leichtere Sorten, doch jede so gut in ihrer Art als man sie eben haben kann. Bei einem Gastmahl unter Freunden wäre es lächerlich, mehr als zwei Sorten aufstellen zu wollen; die feineren Weine, wenn man ihrer noch dabei haben will, werden schon eingeschenkt herumgegeben und zwar Spanische u. dergl. nach der Suppe, Champagner, alter Rheinwein 2c. beim Dessert. Dies ist jedoch ein in bürgerlichen Haushaltungen

noch ziemlich ungewöhnlicher Luxus, gehört auch gar nicht nothwendig zum Frohseyn der Gäste.

Bei einem kalten Abendbrod, so wie bei einem Gabelfrühstück wird alles auf einmal aufgestellt, die Hausfrau kann daher dies großentheils schon vor der Ankunft der Gäste im Speisezimmer ordnen oder ordnen lassen.

Bei den Thee- und Kaffeegesellschaften zu denen man früher, besonders bei den letzten, da keine Herren an diesen Theil nehmen, oft nur zusammenkam, um sich zu langweilen und allerlei Gebacknes zu essen, fängt man jetzt ziemlich allgemein an, was in einzelnen Cirkeln schon längst der Fall war, auch noch anderweitig für die Unterhaltung zu sorgen. Eine der besten Unterhaltungen, die so ziemlich allen Gästen angenehm seyn wird und die man meist mit geringem Aufwande oft auch ganz ohne denselben haben kann, wenn die Wirthe oder einige ihrer Freunde musikalisch sind, ist unstreitig Musik. Bei Damen rechne man jedoch nicht zu gewiß auf ihre Unterstützung, wenn man sie nicht genau kennt oder die Sache schon vorher mit ihnen besprochen. Allzugroße Schüch-

ternheit oder Eigensinn hindern sie nur zu oft, sich den Bitten der Gesellschaft zu fügen. Es sey mir erlaubt bei dieser Gelegenheit zu bemerken, wie ächerlich sich manche Damen durch affektirte Weigerungen machen, indeß man ihnen deutlich ansieht, daß sie gar zu gern den gewissen Beifall einärndten möchten, und nur noch dringendere Bitten erwarten, um sich zu fügen. Auch die lieblichste Stimme und das vorzüglichste Spiel würde kaum eine solche Ziererei verzeihlich machen; hört man nun gar beides ganz mittelmäßig, so wird gewiß alles im Sillen über den geringen, so mühsam erkauften Genuß schelten. Noch unleidlicher ist jedoch das Benehmen solcher, die mit einem vorzüglichen Talent begabt, aus irgend einer wunderlichen Grille bei ihrer Weigerung beharren und so die erregte Erwartung ganz täuschen. Freilich ist bei einem mittelmäßigen Talent das allzueilfertige Zudrängen, um sich hören zu lassen, lästig und lächerlich zugleich und wenn diese in einer fremden Gesellschaft, besonders unter Menschen, von denen sie glauben, daß sie ihre Gutwilligkeit, nach Kräften zur Unterhaltung beizutragen, eher bespöt-

teln als anerkennen würden, bei ihrer ersten Weigerung beharren, so thun sie recht wohl daran. In einem vertrauteren Kreise aber darf auch das mäßigste Talent sich nicht weigern, den Aufforderungen Genüge zu leisten, und wenn nach einer kurzen, bestimmten, aber höflichen Erklärung, daß man nicht sonderlich geeignet sey, zur Unterhalhaltung beizutragen, die Bitte wiederholt wird, so füge man sich ihr ohne weitere Ziererei. Um der Schüchternheit vorzubeugen, die es oft fast unmöglich macht, in Gegenwart anderer zu spielen oder Töne hervorzubringen, lasse man Kinder oft in Gegenwart von Bekannten, aber auch nur vor solchen, spielen, damit sie sich bei Zeiten daran gewöhnen, Zuhörer zu haben. Bei nicht schüchternen oder gar eingebildeten Kindern unterlasse man es aber.

In einer Gesellschaft von lauter jungen Leuten sind Gesellschaftsspiele eine zumal jetzt recht gewöhnliche Unterhaltung. Selbst einzelne ältere Personen nehmen hie und da wohl Theil daran; indeß gehört ein besonderes Talent dazu, diese in Gang zu bringen und unter Personen, die einan-

der ganz fremd sind, wird es selten gelingen. Der Tanz ist schon eher etwas, zu dem die Jugend, besonders die weibliche, sich immer bereit finden läßt, wo es nicht ganz an Platz dazu fehlt.

Wo man jene beiden Unterhaltungen nicht haben kann oder mag, suche man ein allgemein interessantes Gespräch auf die Bahn zu bringen, und besitzt man dieses Talent nicht, so lade man jemanden ein, auf den hierin zu rechnen ist, weil sonst fast gewiß auf lange Weile oder todtes Geschwätz zu rechnen ist.

Was die andern auch immer allgemeiner werdenden Unterhaltungen betrifft, als Darstellungen von Gemälden durch lebende Figuren, Vorlesungen entweder von Einzelnen oder mit vertheilten Rollen 2c., so sind dies keine allgemeinen und können es nicht leicht werden, besonders die letzten. Zu den ersten aber gehören eine Menge Vorkehrungen und entweder eigene Kenntniß von der Sache oder Beihülfe eines Mannes, der damit umzugehen versteht, wenn es etwas Gutes in seiner Art werden soll. Daß aber das Mittelmäßige

oder gar Schlechte uns mit Recht lächerlich machen würde, begreift sich leicht.

Der geringste und armseligste Nothbehelf bleibt endlich das Kartenspiel; indeß ist auch dieses zuweilen ein nothwendiges Uebel, zu dem man oft, wenn nicht für den ganzen Kreis, doch wenigstens für einzelne Personen seine Zuflucht nehmen muß. Wo dies der Fall ist, bringe man nur solche zusammen, von denen man annehmen kann, daß es ihnen nicht unlieb seyn wird, einige Stunden miteinander hinzubringen; nie aber lasse man Hazardspiele aufkommen, wodurch sogleich alle Geselligkeit untergraben wird, sobald man sie ernstlich nimmt.

Was die Erfrischungen bei diesen Gesellschaften betrifft, so kommt dies auf Ortssitte an, der man sich immer in dergleichen geringen Dingen einigermaßen fügen muß. An vielen Orten wird man dermaßen mit Backwerk aller Art, mit erhitzenden und erfrischenden Getränken überhäuft, daß es fast darauf abgesehen scheint, Indigestionen zu veranlassen; an einigen wenigen andern Orten hingegen würde ein unkundiger Fremder, der we-

nigstens auf einige Befriedigung des Magens oder doch des Durstes gerechnet hätte, sich wahrscheinlich sehr unbehaglich fühlen. Ohne weder über das eine noch das andere absprechen zu wollen, bemerke ich nur, daß auch die ausgesuchtesten Leckerbissen Zwang und Langeweile nicht vergüten können, und oft nur Veranlassung werden, desto bitterer über die Bewirther herzufallen, daß aber auch die beste gesellschaftliche Unterhaltung nicht mehrere Stunden lang alle körperlichen Bedürfnisse vergessen macht; auch hier, wie in so manchen andern Dingen wird wohl der Mittelweg der beste seyn, nicht um dem Tadel und Gerede zu entgehen, das möchte zu schwer seyn, aber wenigstens um die Verständigern zufrieden zu stellen.

Bei diesen letzten Dingen kommt es meistens auf die Frau allein an, wie es im Hause damit gehalten werden soll, da dies den Männern gleichgültig zu seyn pflegt. Weniger hängt es von der Frau ab, die Feste zu bestimmen, die gegeben werden sollen; wenigstens würde jede wohl thun, sich hierin der Neigung ihres Mannes zu fügen, sollte sie ihr auch anfangs nicht ganz zusagen.

Der Mensch überhaupt und die Frauen insbesondere sind Gewohnheitsthiere und finden sich oft gar bald in dem behaglich, was ihnen früher mißfiel. Es läßt sich auch erwarten, daß die Aufmerksamkeit der Frau, den Wünschen des Mannes hinsichtlich des geselligen Tones im Hause, entgegen zu kommen, diesem den Aufenthalt in demselben lieber machen und ihn vielleicht hindern werde, Unterhaltung außer dem Hause, in geschlossenen Männergesellschaften, dem Grabe aller Geselligkeit, zu suchen. Gewiß möchte indeß hierauf noch immer nicht zu rechnen seyn, da die Zwanglosigkeit jener Cirkel für solche, die Bequemlichkeit lieben, gar zu einladend ist.

Sollte jedoch die Neigung des Mannes sich bei den geselligen Cirkeln im Hause zu einem Aufwande hinneigen, der von den Einkünften nicht bestritten werden könnte, ohne wichtigere Dinge hintanzusetzen, so ist es Pflicht der Frau, ihn darauf aufmerksam zu machen, so wie es wohl kaum gesagt zu werden braucht, daß wenn die Neigung zu einem ihre Kräfte übersteigenden Aufwande von ihr herkommt, sie auf den ersten Wink, den

ihr Mann ihr gewiß darüber ertheilen wird, wenn sie die Bemerkung nicht selber gemacht, wohl bedenken möge, was mehr zu ihrem Glück beitragen werde, die Achtung und Zufriedenheit ihres Mannes, oder einige armselige Kleinigkeiten, denen vielleicht nur Seltenheit oder Mode auf Augenblicke Werth geben könne und worin sie, trotz aller ihrer Bemühungen, doch nächstens einmal von einer andern reichern oder thörichtern Frau sich übertroffen sehen wird.

Um den Ton in ihrem Hause zu einem für Gebildete wahrhaft angenehmen zu machen, möchte es der Hausfrau zu empfehlen seyn, das, was überall als vorzüglich fein und gesittet gilt, sich anzueignen, so wird dadurch sich unmerklich den Umgebungen etwas davon mittheilen. Es sey mir erlaubt, hier noch einiges von dem, was in dieser Hinsicht zu thun und zu lassen ist, anzuführen. Zunächst enthalte man sich aller strengen Urtheile und bittern Bemerkungen über Schwächen und Verhältnisse Anderer nnd bekümmere sich überhaupt so wenig als möglich um fremder Leute Angelegenheiten. Nichts reißt leichter in einem

Cirkel ein, als dieser Ton, der freilich in den vornehmsten und gebildetsten gar nicht ungewöhnlich, aber darum noch kein guter ist, sondern nur ein bequemer, bei dem die Mittelmäßigkeit, ja sogar Albernheit sich zuweilen das Ansehen des Witzes geben kann, und der das unversiegbare Hauptthema der ungebildeten Cirkel seyn muß, weil es diesen außerdem an Stoff fehlen würde; wenn aber Gebildete sich ihm hingeben, so wird unwillkührlich die Meinung erweckt, daß ihre Bildung doch wohl nicht ganz ächt seyn möchte. Bezeigt die Hausfrau kein Vergnügen an Gesprächen dieser Art, so werden ihre Gäste sie bald fallen lassen; durch das Gegentheil aber könnte sie leicht ihr Haus in den nicht schmeichelhaften Ruf eines Sammelplatzes aller Neuigkeiten und Klatschereien bringen. Wenn indeß tadelnde Urtheile ausgesprochen werden, und zwar über Dinge, die einer andern Auslegung fähig wären, so führe man diese an, wenn sie einem eben beifällt, außerdem schweige man lieber, weil das Streiten in solchem Falle ohne gewichtige Gegengründe die Sache gewöhnlich nur ärger macht. Es versteht sich, daß jene

Urtheile Fremde betreffen müssen; denn über ihre nahen Bekannten sollte eine Frau nie einen ungegründeten Tadel anhören, ohne die Vertheidigung der Beschuldigten oder der Verspotteten zu übernehmen, und selbst bei nicht ganz ungegründetem die etwa vorhandenen vernünftigen Entschuldigungen anzuführen. Doch geschehe dies mit Ruhe und haltbaren Gründen, nicht durch kindisch-trotziges Behaupten seiner Meinung, was überall am unrechten Orte wäre, am meisten aber in seinem Hause, wo man in jedem Augenblick zeigen muß, daß man weiß, wie viel Rücksicht man einem Gaste schuldig ist.

Eine zweite Regel, die auch außer dem Hause anwendbar wäre, deren Ausübung aber besonders von einer artigen Wirthin erwartet werden kann, ist, nicht allein glänzen zu wollen, es sey nun durch Gaben des Verstandes oder durch Talente, sondern vielmehr allen Gästen so viel möglich Veranlassung zu geben, die ihrigen zu zeigen, wenn dies zu ihrem Vergnügen und dem der Gesellschaft beitragen kann. Ein solches Benehmen wird gewiß Wohlwollen für uns erwecken, was immer

schmeichelhafter ist als die staunende Bewunderung eines Augenblicks, der meist ein scharfes, ja hartes Urtheil folgt, da sowohl Männer als Frauen nichts weniger verzeihen, als die Sucht, durch Verstand zu glänzen.

Ein andrer entgegengesetzter Fehler ist der, von seinen eignen Angelegenheiten viel und weitläufig zu reden. Ein solches Gespräch gehört nur für ganz vertraute Freunde, von denen wohl Niemand einen ganzen Kreis zusammenbringen dürfte. Was für uns und diejenigen, denen wir nahe stehen, Interesse hat, wird es darum noch nicht immer für Andere haben und folglich ihnen nur Langeweile verursachen.

Nie lasse man Personen, die man eingeladen, wenn sie auch weit unter unserm Stande sind, diesen Unterschied fühlen. Die Vornehmern erhalten natürlich die Ehrenplätze und werden zuerst bedient; dies muß aber der ganze Unterschied seyn, den man unter ihnen macht, übrigens beweise man allen gleiche Aufmerksamkeit, und sollten es etwa schüchterne Personen seyn, so suche man sie auf

irgend eine Weise in ein für sie angenehmes Gespräch zu verwickeln.

Keiner Frau steht es wohl an, irgend Jemanden zur Zielscheibe ihres Witzes zu machen, am allerwenigsten darf sich es die Wirthin in ihrem Hause erlauben, und ganz abscheulich wäre es, wenn sie dazu einen der untergeordneten Gäste erwählte. Aber auch selbst leise mit einigen zu reden und zu lachen oder ihnen Zeichen zu machen, könnte leicht einen oder den andern auf die Gedanken bringen, daß man über ihn spotte, und muß also überhaupt, besonders von der Wirthin, vermieden werden. Ueble Laune wird auch in dem vertrautesten Verhältnisse immer eine lästige Gefährtin seyn, und man thut am besten, wenn man den bösen Geist nicht bannen kann, sich in sein Zimmer zu verschließen, damit wenigstens andere nicht darunter leiden. Indeß geht dies nicht immer, es ist daher nöthig, sich früh zu gewöhnen, seine Launen zu beherrschen. Mit übler Laune in Gesellschaft zu gehen, ist nur lächerlich, beim Empfang seiner Gäste aber gar welche zu verrathen, wäre im höchsten Grade unhöflich. Man

mag nun heiter seyn oder nicht, so muß man sich wenigstens bemühen, es zu scheinen. Ladet man Gesellschaft zu sich, so setzt dies voraus, daß man mit den Gästen einige frohe Stunden zubringen will. Den ausbrechenden Frohsinn derselben durch üble Laune hindern zu wollen, wäre also ein Widerspruch. Gegen unerwartete Gäste aber üble Laune zu zeigen, würde sie natürlich auf den Gedanken bringen, daß ihr Besuch lästig sey und sie nicht nur abschrecken, wieder zu kommen, sondern auch schwer beleidigen.

Uebrigens empfehle ich meinen Leserinnen die Lebensregeln, Winke des guten Tons von Philippine von Reden (Ilmenau bei B. F. Voigt), in denen sie manches verständige Wort über diesen Gegenstand finden werden.

Vierte Abtheilung.

Die Hausfrau als Gattin und Mutter.

Achtzehntes Kapitel.

Von dem Benehmen der Frau gegen den Mann.

Billig könnte man sich wundern, daß gerade von dem wichtigeren Theile dieses Büchleins zuletzt gehandelt wird, während von dem unwichtigsten zuerst die Rede war; indeß kann alles in den vorigen Abtheilungen Enthaltene auch Unverheiratheten schon nützlich und von ihnen großentheils in Anwendung gebracht werden, dahingegen das, was mir noch zu sagen bleibt, ganz eigentlich nur Verheiratheten oder Bräuten gewidmet ist.

Eine geistreiche Schweizerin behauptete einst gegen mich, bei uns würde fast vor jeder Ehe ein mehr oder minder leidenschaftlicher und empfindsamer Roman gespielt, den die Eheleute auch noch einige Zeit nach der Hochzeit fortsetzten, wor=

auf dann Kälte und Unfriede folge, und gerade bei der leidenschaftlichsten Liebe sey fast gewiß auf künftige Scheidung zu rechnen, während eine ruhig glückliche Ehe fast unerhört sey. In ihrem Vaterlande hingegen, wo die Eltern die Ehen stifteten, sehe man nirgends ein so überseliges junges Ehepaar, überall aber herrsche Friede und Einigkeit unter Eheleuten bis ins späteste Alter.

Ohne untersuchen zu wollen, wie viel Wahres, Falsches, oder wenigstens Uebertriebenes in dieser Behauptung liegt, ist nicht zu läugnen, daß auf leidenschaftliche Liebe selten eine glückliche Ehe folgt, aus dem einfachen Grunde, daß in der Leidenschaft alles, selbst Fehler liebenswerth erscheinen. Da nun aber dieser Rausch unmöglich fortdauern kann, so wird er dem, bei dem er zuerst vorübergeht, das Ansehen der Erkaltung geben, was dann von der andern Seite Vorwürfe, Empfindlichkeit rc. erzeugt. Man sieht nun die gegenseitigen Fehler in einem grelleren Lichte, und da man sich gekränkt und nicht mehr geliebt wähnt, giebt man sich keine Mühe mehr, die seinigen zu

verbergen oder zu bezwingen oder überhaupt liebenswerth zu erscheinen.

Eben so gewiß ist es, daß, wenn Eltern immer verständig genug wären, nicht blos die äußeren Verhältnisse zu bedenken, sondern vorzüglich den Charakter der zu Verheirathenden, eine von ihnen gestiftete Ehe allerdings für die Zukunft mehr Glück und Frieden versprechen dürfte, als eine aus Neigung, bei der oft der Zufall die tollsten Streiche spielt und Gemüther zusammenführt, die, wenn ihnen der Rausch der Leidenschaft den Gebrauch ihrer Vernunft gestattete, gewiß eine ganz andere Wahl treffen würden, wenn man das noch Wahl nennen kann, was zumal bei Frauen so sehr von äußern Umständen abhängt.

Welchem weiblichen Wesen es also um ein dauerndes Glück in der Ehe zu thun ist, das strebe vor allen Dingen, sich vor Leidenschaftlichkeit zu bewahren, und ohne eben kalt zu seyn, wird sie sehr wohl thun, ihrem Manne nicht ihre ganze Liebe zu offen und ohne Rückhalt zu zeigen. Dies würde ihr nothwendig nach einiger Zeit das Ansehen der Erkaltung geben. Vertrauen und Herz-

liche Zuneigung aber können bis in's späteste Alter fortdauern, und diese zeige sie ihm gleich Anfangs unverholen. Auf gleiche Weise äußere sie auch mehr Freude über einen Beweis von Achtung und Vertrauen von Seiten des Mannes, als über den Ausbruch der leidenschaftlichsten Zärtlichkeit, die, wie groß sie auch seyn mag, nicht dauern kann noch wird. Diese aber darum ganz von sich weisen zu wollen, wäre eben so thöricht, auch thut es dem Herzen und vielleicht auch der Eitelkeit nur gar zu wohl, ein solches Gefühl eingeflößt zu haben; immerhin also freue man sich dessen, ohne es zu bergen, nur rechne man nicht auf seine Dauer, aber im Stillen, ohne diesen Zweifel laut werden zu lassen.

Wenn übrigens eine junge Frau ihrem Manne dieß leidenschaftliche Gefühl wirklich eingeflößt hat, so benutze sie es, um das Recht zu erlangen, ihn nicht im Tone des Vorwurfs, sondern der zärtlichen, liebenden Vorsorge auf etwaige Fehler aufmerksam zu machen. Es versteht sich von selbst, daß sie einen ähnlichen Wink von seiner Seite nicht nur ohne Verdruß, sondern mit dem

auch ausgesprochenen Vorsatze annehmen muß, dagegen zu arbeiten.

Eine glückliche Ehe ohne gegenseitige Achtung und Vertrauen ist nicht denkbar, das letzte aber folgt ganz natürlich aus dem ersten. Eine schwatzhafte, unbesonnene Frau kann unmöglich Vertrauen erwecken; diejenige also, die das ihres Mannes zu erhalten strebt, suche nicht durch neugierige Fragen das zu erforschen, was er ihr verbirgt, sondern beweise ihm vielmehr, daß sie nicht aus Neugier, sondern nur aus liebender Vorsorge gern von dem unterrichtet seyn möchte, was ihn drückt. Wie wird er aber dieser Versicherung Glauben beimessen können, wenn er sieht, daß ihre Neugier sich ohne Unterschied auf jeden unbedeutendsten Gegenstand wendet? Sollte er aber auch selbst geneigt seyn, sogar ihre Neugier zu befriedigen, wie wird er dies in wichtigen Dingen wagen dürfen, wenn er sieht, daß seine Frau mit kindischem Unverstande jedem Fremden ihre wichtigen und unwichtigen Angelegenheiten mittheilt, oder wenn sie im Gegentheil aus alberner Eitelkeit die Geheimnißkrämerin spielt und sich wohl

gar des in sie gesetzten Vertrauens rühmt. Freilich braucht die Frau, die ihres Mannes ganzes Vertrauen zu besitzen wünscht, außer einer besonnenen Verschwiegenheit, auch noch, wenn nicht eben wissenschaftliche Bildung (hat sie auch diese, desto besser) doch wenigstens einen richtigen, gesunden Verstand, um in die Dinge, über die er sich mit ihr bespricht, gehörig eingehen und ein richtiges Urtheil darüber fällen zu können. Nur hüte sie sich, ihre Meinung, und wäre es noch so sonnenklar, daß sie Recht hat, je als untrüglich aufzustellen oder sich gar rühmend damit zu erheben; die Männer verzeihen nichts weniger als ihr eigenes Unrecht, verfechten nichts hartnäckiger als eine falsche Ansicht, und ein einziger solcher Vorfall wäre hinreichend, um der Frau das Vertrauen ihres Mannes auf lange, vielleicht auf immer zu rauben.

Ist die Frau so glücklich, ihres Mannes Vertrauen zu besitzen, thut er nichts, ohne sich erst mit ihr darüber zu besprechen, so verberge sie dies vor andern so viel als immer möglich; würden gar bald, besonders unter jungen Mä

nern, ja selbst unter Frauen sich welche finden, die ihn deshalb neckten oder verspotteten und die Furcht der Männer, von ihrer Frau beherrscht zu werden oder zu scheinen, hat schon manches glückliche Verhältniß gestört.

Bei allen Streitigkeiten, die etwa vorkommen könnten und gewiß werden, vergesse die Frau nie, wie sehr sie sich auch beleidigt wähnen mag, daß, wenn Heftigkeit schon den Mann wenigstens nicht liebenswürdiger macht, sie einer Frau vollends abscheulich steht. Sie äußere ihr gekränktes Gefühl, suche aber nie eine Ueberlegenheit anzunehmen, die auch die klügste Frau, dem Manne gegenüber, doch nicht durchführen kann und wodurch sie sich und ihren Gatten gleich sehr herabsetzen würde.

Vor allem aber hüte sie sich, je gegen fremde Personen Klagen gegen den auszustoßen, mit dem sie sich unauflöslich verbunden. Das allergeringste, was ihr daraus widerfahren könnte, wäre, verspottet zu werden, wenn man sie einige Zeit darauf wieder ausgesöhnt mit ihrem Manne sähe. Erführe nun aber gar der Mann diese über ihn

ausgesprochenen Klagen, wären ihr in der Heftigkeit Beschuldigungen oder auch nur Andeutungen gegen seine Ehre entfahren, an die sie vielleicht bei ruhiger Ueberlegung selbst nicht glaubt, welche niedrige Meinung wird er nicht von dem Verstande und Herzen einer Frau fassen müssen, die so leichtsinniger Weise die Ehre ihres Mannes und folglich ihre eigene an den Pranger stellt? Wird es ihr sogar nur gelingen, den Fremden, denen sie auf diese Weise eine unrichtige und schlechte Meinung von ihrem Manne beigebracht, diese wieder zu benehmen?

Sollte auch eine Frau wirklich so unglücklich seyn, ihren Mann nicht mehr achten zu können, so ist sie immer noch der Ehre ihrer Kinder und ihrem Verhältniß zu ihm schuldig, dies zu verbergen, so lange es nur möglich ist.

Betreffen indessen die Klagen der Frau nichts, das seine Ehre verletzt, auch nicht sein übriges Benehmen gegen sie, sondern nur seine Eifersucht, so wird Jeder schließen, daß sie ihm entweder schon Veranlassung dazu gegeben oder doch die erste Gelegenheit dazu mit Freuden ergreifen wird und bald wird der Ruf dieser Frau unwieder-

bringlich verloren seyn, wenn gleich einige beschränkte oder verschrobene Freundinnen im Ernst oder zum Schein ihr Unglück beklagen.

Um übrigens dieser Eifersucht keine Nahrung zu geben, versage man sich diejenigen Unterhaltungen, die seinen Verdacht erwecken könnten, und vor allen Dingen äußere man nie den Wunsch, irgendwo ohne ihn zu seyn, sondern zeige stets im ganzen Benehmen, daß seine Gegenwart nie lästig und unangenehm ist. Freilich wird dies dem Stolz und dem Verlangen nach Vergnügen wohl schwerlich behagen; wenn man aber bedenkt, daß es vielleicht die Ruhe des ganzen Lebens gilt, so wird man nicht finden, daß diese durch Aufopferung einiger kleinen Vergnügungen, die uns in wenig Jahren, vielleicht schon Monaten selbst schal vorkommen werden, zu theuer erkauft ist. Vorzüglich hüte sich eine Frau, deren Mann zur Eifersucht geneigt ist, mit Geheimnissen ihrer vertrauten Freundinnen und Bekannten, sie mögen wichtig oder auch unwichtig seyn, etwas zu thun zu haben. Dies würde unfehlbar seinen Verdacht erwecken und könnte ihn im ersten Zorn zu Aeußerungen und Schritten verleiten, die, wenn

er selbst auch ganz aus dem Irrthume gezogen würde und sie bereute, einen unvertilgbaren Flecken auf der Ehre und dem guten Namen der Frau zurücklassen würden.

Glaubt hingegen die Frau Veranlassung zur Eifersucht zu haben, so hüte sie sich, Empfindlichkeit und üble Laune zu zeigen; dies würde das Uebel nur ärger machen. Im Gegentheil überlege sie wohl, ob etwas in ihrem Betragen vielleicht die Veranlassung zur Erkaltung ihres Mannes gegen sie gegeben und ändere dies so gut es sich immer thun läßt. Dabei verdoppele sie ihre Aufmerksamkeit gegen ihn und vielleicht gelingt es ihr auf diese Weise, seine Liebe wieder zu gewinnen. Wenn hingegen sein Betragen von der Art wird, daß sie nicht länger blind gegen seine Vorliebe für eine andere seyn oder auch nur scheinen kann, so erwarte sie still eine Gelegenheit, um ihm sanfte Vorstellungen, nicht Vorwürfe zu machen, wobei es ihr, zumal wenn sie Mutter ist, an Worten nicht fehlen kann, um entweder seinen Verstand zu überzeugen oder sein Herz zu bewegen. Kehrt er zu ihr zurück, so zeige sich in ih-

rem Benehmen keine Spur der Erinnerung an die zuletzt verflossenen unangenehmen Tage, desto häufiger aber gedenke sie im Gespräch mit ihrem Manne der frohen, glücklichen Tage, die sie mit einander verlebt.

Nachdem ich nun angedeutet, was im Allgemeinen von Seiten der Frau dazu gehöre, um eine glückliche Ehe zu führen, oder doch, wenn der Charakter des Mannes und die Umstände dies nicht gestatten, wenigstens zu der innern Beruhigung zu gelangen, das Ihrige dazu beigetragen zu haben, will ich noch einiger Kleinigkeiten des täglichen Lebens erwähnen, die zur Erhaltung des guten Vernehmens viel beitragen können.

Schon oben ist angeführt worden, wie es mit dem Zimmer des Mannes hinsichtlich des Reinigens, Lüftens rc. gehalten werden müsse. Außerdem sorge die Frau dafür, daß er seine Kleidungsstücke, Wäsche rc. stets in größter Ordnung habe, daß die Leute ihm täglich den Anzug gehörig reinigen und nie etwas von seinen Sachen, nachdem er es gebraucht, ungereinigt in den Schrank hängen. An seiner Wäsche sehe die Frau selbst nach,

auch wenn sie alles von ihren Leuten machen läßt, ob nichts daran beschädigt ist, um es sogleich wieder in Stand setzen zu lassen. Eben deshalb wird es besser seyn, wenn sie ihm alles selbst in seine Schubfächer räumt, und jedes Stück einzeln ansieht. Diese Mühe ist nicht groß, zumal da sie sich nicht so gar oft wiederholt und wird gewiß manche kleine Unannehmlichkeit verhindern, da Geschäftsmänner selten eigne Ordnung in diesen Dingen haben und es dann, wenn sie eben eins oder das andre brauchen, ihnen doch die Laune sehr zu verderben pflegt, wenn sie es entweder nicht mehr vorräthig, oder beschädigt finden.

Ferner achte die Frau auf alle diejenigen Kleinigkeiten, die seiner Gesundheit zuträglich seyn können und woran ein Geschäftsmann für sich selbst wenigstens nicht leicht zu denken pflegt, doch ohne Geräusch davon zu machen und ihn durch allzugroße Sorgsamkeit zu quälen. So z. B. müssen ein Paar warme, bequeme Schuhe oder Socken für ihn bereit stehen, wenn er an feuchten, kalten Tagen ausgegangen ist; an kühlen, windigen oder nassen Sommertagen vertausche man, ohne wei-

ter davon zu reden, den kühleren Anzug, den er vielleicht bisher während der Hitze getragen, mit einem wärmeren, was er oft vielleicht kaum bemerken wird u. dergl. Freilich würden nicht alle Männer sich diese Aufmerksamkeit gefallen lassen, doch würde sie bei diesen auch vermuthlich überflüssig seyn.

Wie hinsichtlich der Gesellschaften im Hause die Frau sich dem Manne gegenüber zu verhalten habe, ist schon im vorigen Kapitel angedeutet worden, es bleibt mir also nur noch übrig, den Rath zu wiederholen, der häuslichen Ruhe und Zufriedenheit des Mannes gern und willig manchen größeren und kleineren Wunsch zum Opfer zu bringen. Auf diese Weise wird ein frohes Bewußtseyn der Frau wenigstens nie fehlen, wenn auch auf Anerkennung von Seiten des Mannes nicht immer zu rechnen ist. Wenn jedoch dergleichen Aufopferungen nicht gar zu schwer werden sollen, so muß die Erziehung schon demgemäß gewesen seyn, die Mutter sorge also zeitig bei ihren Töchtern dafür. Auf welche Weise dies zu bewirken sey, wird das letzte Kapitel andeuten.

Neunzehntes Kapitel.

Von der physischen Erziehung der Kinder.

Fern sey von mir die Anmaßung, nach so manchen, mit Recht berühmten Erziehungsschriften des In- und Auslandes meine eigenen Ansichten darüber als neu und untrüglich aufstellen zu wollen. Besonders in dem, was die physische Erziehung betrifft, könnte höchstens ein Arzt, nicht aber eine Frau in ihrem beschränkten Kreise die schon von den Verfassern jener Werke aufgestellten Regeln durch neue vermehren. Allein die Zahl der Frauen die jene Werke gelesen und durchgedacht haben, möchte nicht gar zu groß seyn, auch sind viele in der That in einer den meisten Frauen nicht verständlichen, oder doch ungenießbaren Sprache abgefaßt, während andre, obwohl in der Theorie vortrefflich, nur zu leicht zu einer höchst fehlerhaften Anwendung verleiten können. Es ist ja bekannt, daß Rousseau's berühmter Emil wenigstens eben so viel Schaden angerichtet, als Nutzen gestiftet hat. Durch eine gedrängte Zusammenstellung des

allgemein Faßlichen und Brauchbaren glaube ich also immer noch meinen Leserinnen einen Dienst zu erweisen.

Da das Leben des Kindes schon früher beginnt, ehe es das Licht der Welt erblickt, so ist natürlich das Verhalten der Mutter während ihrer Schwangerschaft keineswegs unwichtig. Eine Hauptregel, die jeder Arzt ihr bestätigen wird, ist Beobachtung strenger Mäßigkeit im Essen und Trinken. Ein großer Theil der üblen Zufälle während dieses Zeitraums kommt von Unmäßigkeit in dieser Hinsicht her. In einem sonst gesunden Zustande pflegt allerdings die Eßlust in dieser Zeit stärker zu seyn, und es wäre widersinnig Hunger leiden zu wollen, nur überlasse man sich nicht ganz ohne Maaß seiner Eßlust, besonders Abends kurz vor dem Schlafengehn. Höchst schädlich sind auch erhitzende Getränke, ein wenig Wein jedoch bei der Mahlzeit ist sehr zu empfehlen.

Die Befriedigung der sogenannten Gelüste, die manche für unerläßlich nöthig halten, wie wunderlich sie auch immer seyn mögen, ist keineswegs, weder für das Leben noch die Gesundheit des Kin-

des nothwendig, auch werden verständige und vorzüglich beschäftigte und von Natur mäßige Frauen dergleichen gar nicht kennen. Uebrigens braucht man ja in Versagung derselben keineswegs pedantisch zu seyn, und kann sich die unschuldigen, leicht zu befriedigenden Wünsche in dieser Art gewähren.

Heftige und anstrengende Körperbewegung kann bekanntlich in diesem Zustande nachtheilige Folgen haben, eben so nachtheilig aber wäre es, sich einer trägen Ruhe hingeben zu wollen. Mäßige Bewegung ohne zu große Anstrengung ist durchaus nöthig dabei, so wie Genuß der freien Luft; doch gehe man nicht unmittelbar nach dem Essen spazieren, sondern lieber vor demselben und gönne sich nach Tische, wenn es seyn kann, wenigstens eine halbe Stunde Ruhe, ohne sich aber zu Bett zu legen. Bei der Bewegung, die man sich durch Spazierengehen macht, darf jedoch nie das Maaß der Kräfte ganz erschöpft werden, auch muß man sich dabei wohl gegen Erkältung und Naßwerden der Füße verwahren.

Ueberhaupt ist es in dieser Zeit nöthig, sehr

sorgfältig in seiner Kleidung zu seyn: sie darf nicht unbequem drücken und irgendwo eng anschließen, so wie sie auch, im Winter besonders, etwas wärmer als gewöhnlich seyn muß. Selbst feste Strumpf- und Armbänder können in diesem Zustande schon gefährlich werden; man trage also ja keinen Schnürleib, sondern nur ein bequemes Halbleibchen, wie es schon weiter oben bei Gelegenheit der Schnürleiber erwähnt worden. Daß man in diesem Zustande sich besonders in der letzten Zeit alle öffentliche Vergnügungen, als: Bälle, Schauspiele u. s. w. untersagt, braucht wohl kaum einer Erinnerung. Vorzüglich meide man Gesellschaften, bei denen man bis spät in die Nacht wach bleiben müßte. Wenn dies eine Zeitlang fortgesetzt schon im gewöhnlichen Zustande nachtheilig auf die Gesundheit wirkt, so thut es dies noch vielmehr in dieser Zeit; man muß daher schlechterdings um zehn Uhr zu Bette gehen, da der Schlaf am Tage die erquickende Wirkung des ruhigen, nächtlichen nicht hat und haben kann.

Dagegen würde man sehr Unrecht haben, wenn man glaubte, die Enthaltung von rauschenden Ver-

gnügungen müsse nothwendig Trübsinn und Langeweile zur Folge haben. Zu beklagen ist die Frau, bei der sich dies wirklich so verhält, auch möchte bei einer solchen jeder Rath wohl überflüssig seyn. Glücklicherweise gehören bei unverdorbenen Gemüthern, wie lebensfroh diese und wie angenehm jene Freuden an sich selbst immer seyn mögen, glänzende Vergnügungen keineswegs so sehr zum Glück des Lebens, daß sie sich dieselben nicht mit Freuden auf eine Zeit untersagen könnten, ohne darüber in Trübsinn zu verfallen, was bei weitem schlimmer wäre, da die Gemüthsstimmung der Mutter in dieser Zeit so wesentlichen Einfluß auf das physische und geistige Wohlseyn des Kindes hat. Man suche also auf alle Weise, sich ruhige Heiterkeit und Frohsinn zu erhalten, alle trüben und düstern Vorstellungen zu entfernen, und soviel wie möglich allen heftigen Eindrücken des Schreckens oder Abscheus aus dem Wege zu gehen. Wo aber durch einen unglücklichen Zufall dennoch ein solcher vorfiel, quäle man sich wenigstens nicht mit der Vorstellung, daß dies auf die Bildung des Kindes nachtheiligen Einfluß haben werde, da die

Beispiele von Verunstaltungen in dieser Art so äußerst selten sind, was auch immer der Aberglaube darüber sagen mag. Nützliche Beschäftigung, mit angenehmer Unterhaltung und körperlicher Bewegung im Freien abwechselnd, wird wohl das sicherste Mittel seyn, sich vor Trübsinn zu bewahren. Auch wähle man zu seiner Lektüre nicht eben Schauder erregende Schilderungen, sondern vielmehr etwas Erfreuliches, in welcher Art es auch immer sey.

Gewöhnlich pflegt man in diesem Zustande reizbarer als gewöhnlich zu seyn; doch hüte man sich ja, dieser Empfindlichkeit und üblen Laune nachzugeben, oder sich gar zum Zorne hinreißen zu lassen; jede Leidenschaft ist in dieser Zeit gefährlich, und heitre Ruhe alles, wonach man zu streben hat.

Zum Wochenzimmer wähle man, so viel möglich, ein von Geräusch entferntes, das nicht zu klein sey, damit die Luft in demselben nicht drükkend werde und mit leichter Mühe rein bleiben könne, weil eine reine Luft für das Leben des neugebornen Kindes wesentlich nothwendig ist. Man erhalte in demselben eine immer gleiche, doch nur

mäßige Wärme, und schütze es, zumal während die Sonne hineinscheint, durch grüne Vorhänge vor dem allzu hellen Lichte, ohne es jedoch ganz zu verdunkeln.

Gleich nach der Geburt wird bekanntlich das Kind in lauwarmem Wasser gebadet, wozu man gewöhnlich das erstemal etwas Butter nimmt, um es desto besser zu reinigen. Das fortgesetzte tägliche Baden trägt gewiß sehr zur Gesundheit des Kindes bei, obwohl es nicht unerläßlich dazu ist, nur muß es mit gehöriger Vorsicht geschehen. Das Bad selbst muß stets eine gleiche laue Wärme haben, die Thüren während des Bades sorgfältig verschlossen seyn, damit nicht durch das Hin- und Herlaufen Zugwind entstehe; das Tuch zum Abtrocknen des Kindes, so wie die wollene Windel in die es nachher gewickelt wird, muß, während es im Bade ist, gewärmt werden, doch nicht zu heiß. Später, nachdem das Kind schon im Freien gewesen ist, darf man es erst einige Stunden nach dem Bade, doch nur bei trockner und warmer Witterung an die Luft bringen. Ueberhaupt ist gelinde

Wärme in der ersten Zeit dem Kinde durchaus nothwendig.

Höchst nachtheilig ist den Kindern das feste Wickeln; man sehe ja stets mit der größten Sorgfalt darauf, daß hierin nichts versäumt werde. Gestrickte Wickelschnuren sind die besten, weil sie weniger steif sind als die andern und sich eher ziehen, dennoch dürfen auch diese nicht straf angezogen werden. Wo irgend etwas an dem Anzuge des Kindes befestigt werden muß, nähe man Bänder an, das Anstecken mit Stecknadeln ist zu gefährlich. In dem ersten Jahre muß das Kind täglich reine Wäsche erhalten, und außerdem wendet man die möglichste Sorge darauf, die feucht oder schmutzig gewordene sogleich zu entfernen.

Ist die Mutter so glücklich, ihr Kind selbst stillen zu können, so hat sie fast nichts weiter zu beobachten, als sich aller gewürzten und erhitzenden Speisen und Getränke, Anfangs sogar des Weins sorgfältig zu enthalten; wo man aber gezwungen ist, eine Amme zu nehmen, wähle man diese nie ohne Zuziehung eines Arztes, zumal in der Stadt, oder wenn man die Person nicht ganz

genau kennt. Beim Selbststillen braucht es wohl kaum erst erwähnt zu werden, daß die Mutter sich durchaus den Vergnügungen der großen Welt entziehen muß, um nur ihrem Kinde, ihrer Familie und einem kleinen Kreise von Freunden zu leben; will sie oder gestatten ihre Verhältnisse dies nicht, so wäre das Kind allerdings bei einer gesunden Amme weit besser aufgehoben, indeß ist auch hier eine ununterbrochene Aufsicht nöthig, da vielleicht unter zwanzigen kaum eine ist, die ihrer Pflicht noch eingedenk seyn wird, sobald sie sich unbeobachtet weiß, und selbst diese eine könnte durch Unverstand und Aberglauben leicht zu manchen höchst nachtheiligen Verkehrtheiten gebracht werden. Uebrigens mag man eine Amme haben oder selbst stillen, so darf das Kind durchaus, besonders Nachts nicht gewöhnt werden, oft zu trinken, auch muß man es sogleich nach dem Trinken wieder in sein Bettchen legen, da die Beispiele des Erdrückens oder anderweitigen Beschädigens sowohl von Seiten der Mütter als der Ammen nur zu häufig sind. Auch ist für die Gesundheit der Mutter wie der Amme, von der das Wohlseyn des Kindes abhängt,

nächtliche Ruhe unentbehrlich, so wie Ruhe des Gemüths überhaupt und Entfernung alles dessen, was heftig aufregt, sei es Freude oder Schmerz.

Wenn es schon höchst gewagt ist, ein Kind, das gestillt wird, Fremden anzuvertrauen, und nur völlige Unmöglichkeit die Mutter entschuldigen kann, die sich dieser Pflicht entzieht, so kann beim Aufziehen des Kindes ohne Muttermilch von keiner Fremden die ununterbrochene Sorgfalt und Aufmerksamkeit verlangt werden, die dabei nöthig ist, und nur von einer Mutter, die sich ganz der Pflege ihres Kindes widmet, läßt sich die dabei nöthige Vorsicht erwarten. Nur zu leicht wird auf diese Art durch ein kleines Versehen, Sauerwerden der Milch, oder auch nur des Schwammes an dem sie saugen, Ueberfüllung des Magens oder dergleichen der Grund zu oft tödtlichen Krämpfen oder andern Zufällen gelegt.

Uebrigens mag das Kind auf diese oder jene Weise aufgezogen werden, so ist Reinlichkeit eine unerläßliche Bedingung seines Gedeihens. Täglich muß es die beiden ersten Jahre seines Lebens mit einem Schwamme von Kopf bis zu den Fü=

ßen gewaschen werden, und wenigstens einmal wöchentlich, besser zweimal mit einem feinen wollenen-Läppchen und Seife. Das Wasser sei ein wenig lau in den ersten Wochen, so wie auch später noch in kalten Tagen, bei warmem Wetter aber braucht es nur in der Sonne gewärmt zu seyn, und kann später ganz kalt genommen werden. Nach dem zweiten Jahre ist das tägliche Waschen des ganzen Körpers nicht mehr nöthig; außer dem Gesicht, Hals und Armen, bei denen es ja ohnedies stets fortgesetzt wird, wäre es indeß immer für Brust und Rücken noch zu empfehlen, so wie auch das tägliche Waschen der Füße ein gutes Vorkehrungsmittel gegen häufige Erkältung und Schnupfen durch feuchte Füße seyn soll. Uebrigens verweise ich hinsichtlich des Waschens auf das, was in der ersten Abtheilung darüber gesagt worden.

Während der Periode des Zahnens ist bekanntlich noch mehr Sorgfalt als gewöhnlich nöthig; zu dieser Zeit besonders werden Erkältungen oder Ueberfüllung des Magens nur zu oft tödlich. Vorzüglich muß man die Füße um diese Zeit beständig trocken und warm erhalten. Man ziehe eben

deßhalb den kleinen Kindern noch keine Strümpfe an, sondern wickele lieber, während man sie trägt, die Füße in ein Tuch, das zumal bei kaltem Wetter wollen seyn kann. Nur wenn sie groß genug sind, um in einem Armstühlchen sitzen zu können, ziehe man ihnen Strümpfe und Socken an, die gleichfalls von Wolle oder Baumwolle gestrickt seyn können.

Genuß der freien Luft ist sowohl kleineren als größeren Kindern unentbehrlich. Bei schönem Wetter muß man sie gleich nach den ersten 10 bis 14 Tagen hinaus tragen; bei kaltem und rauhem wartet man freilich etwas länger damit. Es versteht sich, daß man dazu nur die schönsten Stunden wählt und sie dabei sorgfältig vor Wind, so wie vor dem blendenden Sonnenlichte schützt. Später, wenn sie erst selbst laufen können, ist keine Vorsicht weiter nöthig, als sie vor nassen Füßen zu bewahren, oder wenn sie ja naß würden, ihnen sogleich trockne Strümpfe und Schuhe anzuziehen.

Der Kopf des Kindes muß, so lange er noch nicht hinlänglich mit Haaren versehen ist, mit ei-

ner Mütze, doch keiner allzu warmen, bedeckt werden. Später bedarf es, besonders wo starker Haarwuchs ist, keiner Kopfbedeckung weiter als der natürlichen; doch dürfte man in diesem Falle die Haare nicht abschneiden, was auch mitunter seine Unannehmlichkeiten hat. Vor dem zweiten oder dritten Jahre pflegt übrigens der Kinderkopf nicht leicht so mit Haaren versehen zu seyn, daß er nicht wenigstens noch eine leichte Bedekkung brauchen könnte.

Beim Laufenlernen der Kinder bediene man sich ja keiner künstlichen Mittel irgend einer Art, und zwinge sie nicht zum Stehen, bevor sie selbst Verlangen danach äußern. Sind sie erst stark genug, so werden sie von selbst von dem Teppich, auf dem man sie herumkriechen läßt, sich an irgend etwas anhalten und aufrichten, und sobald sie erst stehen können, folgt das Gehen ganz von selbst. Eben so hüte man sich besonders bei schwachen Kindern, ihre geistigen Kräfte zu früh entwickeln zu wollen. In den ersten 4 bis 6 Jahren hat man nur darauf zu sehen, daß der Körper durch Ordnung, Reinlichkeit und so viel nur im=

mer möglich, Spielen in freier Luft kräftig werde; der Geist wird dabei nicht unentwickelt bleiben. Auch späterhin, wo die Periode des Lernens schon angegangen, sorge man dafür, daß das Sitzen, besonders in den ersten Jahren, nicht zu anhaltend sey, sondern mit Bewegung in freier Luft abwechsele, wozu überdies meistens die Kinder mehr geneigt sind, als zum Stillsitzen. Uebrigens tragen auch in diesen späteren Perioden der Kindheit Ordnung und Reinlichkeit sehr wesentlich zur Erhaltung der Gesundheit bei. Der Magen des Kindes verdaut schneller als der des Erwachsenen; sie bedürfen also außer den Hauptmahlzeiten noch etwas; man gebe ihnen zu einer bestimmten Zwischenzeit, sowohl des Morgens als Nachmittags, noch Brod mit etwas reifem Obst, wenn es eben die Jahreszeit dazu ist, gestatte ihnen aber durchaus nicht das beständige Essen und Naschen, was sowohl körperlich als sittlich höchst nachtheilig wirkt, so wie ihnen auch der häufige Genuß von fettem Kuchen oder Zuckergebackenem schädlich ist. Ihre Mahlzeiten müssen übrigens zu bestimmten Stunden regelmäßig gehalten werden und können

aus nahrhaften Speisen bestehen, als: Suppen, Gemüse, Fleisch-, Milch- und Mehlspeisen, nur nicht zu vielerlei durcheinander und nicht stark gewürzte, so wie ihnen auch erhitzende Getränke, ein wenig Wein abgerechnet (doch auch diesen lieber mit Wasser verdünnt), wahres Gift wären.

Ausführlichere Belehrung über alle diese Dinge, als in diesen wenigen Zeilen möglich war, so wie auch über das Verfahren bei Krankheiten, findet man übrigens in dem als nützlich zu empfehlenden Buche: Die Hausfrau als Mutter, von Léger, übersetzt von Dr. Reinhard. (Ilmenau bei B. F. Voigt.)

Zwanzigstes Kapitel.

Von der sittlichen Erziehung der Kinder.

Die sittliche Erziehung der Kinder, besonders der Knaben, fällt zwar nicht so unbedingt als die körperliche Pflege derselben den Müttern anheim, dennoch möchte ihr Einfluß hierin leicht bedeutender seyn, als sie selbst es zuweilen ahnen. Wenn überhaupt die Erziehung auf den Menschen ein-

wirkt (und daß sie dies vermag, darüber wird hoffentlich kein Zweifel mehr obwalten, vorausgesetzt, daß man unter Erziehen nicht blos Hofmeistern und Tadeln, sondern ein aufmerksames Beobachten und Lenken der sich entwickelnden Fähigkeiten versteht), so ist es gewiß vorzüglich in der ersten Kindheit. Wie stark, wie unvertilgbar sind nicht oft die ersten Eindrücke der Kindheit und Jugend. Wie schwer wird es oft der aufgeklärtesten Vernunft, früh eingesogene Vorurtheile zu verwischen! Sollten nun aber gute Eindrücke nicht dieselbe Kraft haben, zumal wenn sie später durch Vernunft und Nachdenken noch befestigt werden.

Eben so sorgfältig also, als auf die Erhaltung ihres Kindes, wache die Mutter über die Eindrücke, die das Kind empfängt; aber eben darum kann sie, wenn sie ihre Pflichten erfüllen und die Mutterfreuden genießen will, die auch das größte Opfer reichlich vergüten werden, es auf keine Weise Miethlingen anvertrauen. Eher noch könnte sie von einer Wärterin die nöthige Sorgsamkeit in Hinsicht seiner körperlichen Pflege erwarten, als ein verständiges Benehmen hinsicht-

lich seiner geistigen Entwickelung. Bei dem ganz kleinen Kinde ist freilich der Einfluß derselben auf den Geist wohl geringer als dann, wenn die geistigen Kräfte sich zu entwickeln anfangen, dennoch ist es selbst da gewiß nicht gleichgültig, ob das Kind, wenn es aus dem Schlafe erwacht, einem sanften, freundlichen Lächeln begegnet, heftig ungestümen Liebkosungen, oder gar einem mürrischen, verdrießlichen Gesicht. Die geistigen Eindrücke, die es in dem ersten halben Jahre empfängt, sind wenig, doch sorge man dafür, daß sie nur erfreulicher Art seyn mögen. Kein betäubendes Geräusch, wohl aber Gesang, sanft oder lustig, wie man will, am liebsten beides abwechselnd, wie es sich eben schicken will, wird gewiß wohlthätig auf das Kind einwirken.

Einen sehr schädlichen Eindruck erhalten sehr kleine Kinder oft von unvernünftigen Wärterinnen dadurch, daß sie, wenn es schreit, heftig an die Wand oder die Thür schlagen. Dies bringt allerdings oft die gewünschte Wirkung hervor, das Kind auf einen Augenblick zum Schweigen zu bringen, weil es erschrickt. Oft werden diese

Töne noch mit den drohenden Worten begleitet: „Da kommt der Butzemann!“ die freilich von keiner Bedeutung sind, so lange das Kind noch keine Worte versteht, die aber später, verbunden mit dem Schrecken, den ihm jener Ton einflößte, einen desto tiefern Eindruck machen, den das Kind oft erst in spätern Jahren überwindet.

Das Benehmen beim Weinen der Kinder ist überhaupt keinesweges ohne Bedeutung. Allzugroße Aengstlichkeit und Besorgniß dabei vermehren meist das Uebel. Bei ganz kleinen Kindern läßt sich noch wenig dagegen thun; es ist daher sicherer, demselben zuvorzukommen, was die Mutter, wenn das Kind nur sonst ohne organische Fehler ist, durch ruhige Heiterkeit während der Schwangerschaft und ein verständiges, ebenfalls ruhiges, leidenschaftloses Verhalten während des Stillens sehr leicht vermag. Sobald das Kind erst aufängt, auf die Dinge um sich her zu achten, kann man es leicht zerstreuen, besonders im Freien, so daß es bei einem gesunden Kinde nicht leicht bis zum übermäßigen, eigensinnigen Schreien kommen wird.

Eine der ersten Aeußerungen der Entwickelung bei Kindern ist, nach den Dingen zu greifen, die sie sehen, um sie in den Mund zu stecken. Was sie ohne Gefahr und ohne Schaden anzurichten in die Hand nehmen können, gestatte man ihnen doch lieber, indem man sie selber zu dem Dinge hinträgt, damit sie es ergreifen, als indem man es ihnen herbeilangt, weil sich so unmerklich der Begriff der Entfernung eher entwickeln wird; das Schädliche oder leicht zu Beschädigende entferne man sogleich aus ihren Blicken, ehe die Begierde danach zu heftig wird und zerstreue sie schnell mit irgend einem andern Spielwerke. Etwas anderes bleibt indeß auch nicht übrig, wenn man nicht zeitig genug darauf merkte und sie ihr Verlangen schon durch eigensinniges Geschrei äußern; denn erlangen sie einmal durch Eigensinn, was man früher den ruhigen Aeußerungen ihres Wunsches nicht gewährte, so wird man das zweitemal schon Mühe haben, jenen Eindruck zu vertilgen. Dasselbe gilt übrigens auch von größeren Kindern; man komme durch freundliches Gewähren des Unschädlichen und Entfernen dessen, was nicht ge-

währt werden darf, dem Ausbruch des heftigen, eigensinnigen Verlangens zuvor, füge sich aber demselben niemals, sondern gewöhne sie früh, sich unter das Gesetz der Nothwendigkeit zu beugen. Schelten oder gar Schlagen würde übrigens hier zu nichts helfen und weit weniger ausrichten als ruhige Festigkeit.

Kleine Kinder, wenn sie erst anfangen Eß=waaren in die Hand zu nehmen, pflegt man wohl aufzufordern, etwas davon mitzutheilen. Dies ist auch eher zu loben als zu tadeln, nur muß man dann wirklich etwas von dem Dargebotenen neh=men, sey es auch noch so wenig, und es mit gro=ßer Freundlichkeit und einem Anschein von Ver=gnügen verzehren. Dies ist gewiß das sicherste Mittel, der Selbstsucht, die sich oft schon recht widerlich bei kleinen Kindern äußert, zu begegnen. Sehr unrecht thut man aber, sich etwas von den Kindern zu erbitten und es ihnen dann wieder zu geben; dies kann nicht anders als ihre Begriffe verwirren. Freilich würden diese ersten Begriffe von Wohlthun und Aufopferung gar bald ver=wischt werden, wenn die Kinder nichts als das

Bild der Selbstsucht und Lieblosigkeit um sich her wahrnähmen, wie denn überhaupt alle eingeflößten Begriffe des Rechten, alle geweckten guten Neigungen nur durch das Beispiel der Eltern und anderer Umgebungen wirksam werden können.

Einer der ersten Begriffe, der den Kindern gegeben werden muß, ist der des Wahren, woran sich sehr leicht das Heilighalten des gegebenen Wortes knüpfen läßt, das man ebenfalls früh und mit unverlöschlichen Zügen ihnen einprägen muß, wenn man sie zu guten Menschen erziehen will. Der Abscheu vor der Lüge läßt sich nun aber, freilich nicht durch Wiederholung des Verbots zu lügen einflößen. Kinder dürfen vielmehr gar nicht wissen, was das heißt, noch daß es möglich sey, eine Sache anders zu sagen, als sie ist. Es versteht sich, daß das Beispiel hier wieder das meiste thun muß. Man erlaube sich nie in ihrer Gegenwart eine Unwahrheit und verspreche ihnen nichts, das man nicht zu halten gedenkt; sie würden sich der Sache nur zu gut wieder erinnern. Dabei zeige man das höchste Erstaunen bei der ersten Unwahrheit des Kindes (denn der Geist der Lüge

scheint manchen eingeboren und erwacht auch ohne Beispiel, oder das Beispiel kann ihnen durch Dienstboten und andre Umgebungen gegeben werden), oder der von einem andern in ihrer Gegenwart ausgesprochenen, ohne jedoch das Wort Lüge eher zu nennen, als bis das Kind verständig genug geworden, um es recht begreifen zu können. Zugleich zeige man die größte Verachtung nicht nur für die Unwahrheit überhaupt, sondern auch für jeden, der ein gegebenes Wort nicht hält.

Man muß jedoch das Kind durch Wort und Beispiel nicht blos von der Heiligkeit des Andern gegebenen Wortes überzeugen, sondern auch, daß es schimpflich ist, einen ernstlich gefaßten guten Vorsatz nicht durchzuführen. Man gewöhne es, nichts unbedacht zu versprechen, das Versprochene aber heilig zu halten, und wenn sich nicht von selbst Veranlassungen zur Prüfung darbieten, so kann man sie herbeiführen, doch dürfte freilich die Versuchung anfangs nicht groß seyn. Auf diese Weise wird zugleich den Kindern Kraft und Selbstbeherrschung gegeben, eine Tugend, die stets nur das Werk der Erziehung ist, doch leider größten-

theils eher der durch die Umstände als der von Erziehern gegebenen. Diese strenge Wahrheitsliebe und Treue des gegebenen Wortes, an der gewiß Niemand für Knaben etwas auszusetzen findet, wollen manche, übrigens recht verständige Leute für Mädchen nicht gelten lassen und behaupten, sie bedürften der List und einiger Verstellung, die sich natürlich mit strenger Wahrheit nicht verträgt, um ihre Männer zu beherrschen oder wenigstens nicht ganz von ihnen unterjocht zu werden. Leider ist viel Wahres an dieser Behauptung; auch ist der Glaube an weibliche List so allgemein unter den Männern verbreitet, daß auch die geradeste und offenste Frau wohl noch in den Fall kommen kann, von ihrem Manne derselben beschuldigt zu werden, und ihre Wahrheitsliebe und gänzliche Unfähigkeit, sich zu verstellen, wird ihr vielleicht manche Unannehmlichkeit in und außer der Ehe zuziehen, wenn sie nicht mit Lebensklugheit gepaart ist. Sollen wir aber darum den Mädchen eine Tugend nicht zu geben suchen, ohne die kein edler Charakter möglich ist? Ueberdies verträgt sich Lebensklugheit, die sowohl Männer

als Frauen allerdings auch noch in andern Verhältnissen als den ehelichen brauchen können, recht wohl mit Wahrheitsliebe; wo also Anlage zu jener sich findet, wird diese ihrer Entwickelung keinen Eintrag thun, sondern sie blos verhindern, in gemeine Kniffe und Ränkesucht auszuarten. Wo aber gar diese natürliche Klugheit mangelt und man dennoch statt Wahrheitsliebe List einflößen möchte, was kann daraus anders erfolgen, als gemeine Verstellungssucht, die nur zu bald das ihr gegebene Laster gegen die Mutter selbst anwenden und ihr vielleicht bitteres Herzeleid bereiten wird!

Wahrheitsliebe und Selbstbeherrschung möchte also wohl in der Erziehung der Knaben wie der Mädchen von gleicher Wichtigkeit seyn. Eben so ist es auch für beide gleich nothwendig, ihre oft unglaublich früh erwachende Eitelkeit von dem Unwichtigern ab auf das Wichtigere hinzulenken. Bei dem Knaben wird Niemand daran zweifeln, oder die geckenhafte Eitelkeit der jungen Leute, obwohl sie nicht eben so gar ungewöhnlich ist, liebenswürdig finden; bei Mädchen aber, meint mancher, müsse die Eitelkeit nicht unterdrückt,

sondern vielmehr genährt werden. Es kommt indeß darauf an, was man darunter versteht. Der Trieb an sich ist so wenig zu tadeln als alle diejenigen, die der Schöpfer in unsere Brust gelegt, nur lenke man ihn so, daß er statt Hoffarth und Prunksucht zu werden, sich als Schönheitssinn, Freude an Ordnung, Reinlichkeit und äußerem Anstande entwickle. Statt herzloser Koketterie wecke man das Verlangen, Zuneigung und Wohlwollen einzuflößen, was bei einem gutgearteten Gemüthe äußerst leicht ist, so wird freilich nur Segen aus derselben Quelle fließen, die der Fluch und das Verderben so mancher Familie ward.

Zu diesem wünschenswerthen Ziele gelangt man indeß nicht durch bloße, den Kindern vorgesagte Regeln. Bei ganz kleinen Kindern verhüte man zunächst das so gewöhnliche alberne Loben der Leute, wenn ein Kind geputzt ist oder ein neues Kleid an hat; doch gestatte man dieses Lob und lobe selbst, wenn sie sich ungewöhnlich reinlich gehalten haben, oder beziehe wenigstens das Lob der Andern blos auf die Reinlichkeit des Kleides. Man rühme überdies nie in Gegenwart von

Kindern äußere Vorzüge, gleichviel ob die ihrigen oder fremde, mit einiger Wärme, wohl aber Gaben des Geistes und Herzens, und mache dabei, sobald sich der Verstand der Kinder genug entwikkelt, um dergleichen mit ihnen reden zu können, diese aufmerksam darauf, wie viel lieber uns an andern ein freundliches, zuvorkommendes Betragen als die größte Schönheit ist, wobei man sie natürlich an lebende, ihnen bekannte Beispiele erinnern muß. Kleine Kinder verstehen dieses noch nicht; diese finden alle diejenigen schön, die sie lieb haben, und begreifen nicht, wie man Personen, die sie nicht mögen, schön nennen kann.

Daß auch bei dem besten Willen, bei dem ausgezeichnetsten Erziehertalent weder die Mutter, noch sonst irgend jemand in dem Kinde Anlagen entwickeln können, die ihm die Natur versagt, ist wohl keinem Zweifel unterworfen, nur täuscht man sich hierin zu leicht und spricht oft fälschlich den Kindern diese oder jene Anlagen ab oder zu. Um aber hierüber mit Gewißheit entscheiden zu können, muß man das Kind beobachten, sobald es zu sprechen anfängt. Nur von einem trägen Kinde,

das weder Freude am Spiel, noch Liebe und Anhänglichkeit für seine Umgebungen zeigt, ist gar nichts zu erwarten, weder von Seiten des Kopfes noch des Herzens, doch sind diese Erscheinungen nicht gar häufig. Je mehr es aber Eifer und Ausdauer bei seinen Spielen zeigt, je mehr kann man sich von seinen geistigen Anlagen versprechen, ja fast gewiß darauf rechnen, daß es mehr oder weniger Anlage zu allem haben wird, wozu man ihm Neigung einzuflößen weiß. Sobald es erst zusammenhängend sprechen kann, so lasse man es zuweilen ungestört plaudern, woran fast alle Kinder Freude finden, und man wird leicht an seinem kindischen Geschwätz wahrnehmen können, ob es richtigen, klaren Verstand hoffen läßt oder nicht.

Dreiste Kinder scheinen meist klüger als schüchterne, ja oft führt man ihre possirlichen Aeußerungen als Beweise einer ausgezeichneten Klugheit an und irrt sich gewaltig. Nur wenn sie neben ihrem Geplauder auch aufmerksam zuzuhören wissen und das Vernommene, wenn gleich auf kindische Weise, überdenken und zusammenstellen,

kann man jene Aeußerungen als Verstandesblitze annehmen, dahingegen ein unaufmerksames, mit Jedermann ohne Unterschied schwatzendes Kind, wie klug es auch scheinen mag, gewiß ein höchst mittelmäßiger Kopf wird. Von schüchternen Kindern jedoch, schienen sie auch Fremden noch so albern, wenn sie nur mit den ihnen bekannten Personen vertraulich plaudern und dabei auf die Dinge um sie her merken, die Gespräche Anderer gern mit anhören und später in ihrem Geplauder Fragen darüber thun, kann man zuverlässig behaupten, daß sie mit vorzüglichem Verstande begabt sind.

Schon weiter oben ist angeführt worden, wie nachtheilig es sey, kleine Kinder durch Schreck oder Furcht zum Schweigen zu bringen; auch später vermeide man, besonders bei Kindern, die leicht zur Furcht geneigt sind, daß solche Dinge, die sie erschrecken könnten, ihnen unvorbereitet vor die Augen kommen, z. B. ein Essenkehrer, der gewöhnlich unter den Schreckbildern der ersten Kindheit eine Hauptrolle spielt, ein Todtengerippe, wäre es auch nur im Bilde ꝛc., doch führe man

ihnen alle diejenigen Dinge, die ihnen leicht unvorbereitet zu Gesicht kommen und einen schwer zu vertilgenden Eindruck machen könnten, nach und nach vor die Augen und gewöhne sie an ihren Anblick. Bei manchen sehr reizbaren Kindern geht die Furchtsamkeit so weit, daß sie sich vor einer Fliege, vor ihrem eignen Schatten fürchten. Scheltworte und Vernunftgründe helfen dagegen nichts; diese verstehen sie noch nicht, und jene würden sie höchstens dahin bringen, ihre Furcht zu verbergen. Statt dessen suche man spielend und plaudernd gerade mit jenen Gegenständen ihrer Furcht angenehmere Begriffe zu verbinden, so wie alle diejenigen Thiere und andere Dinge, vor denen sie sich fürchten, ihnen oft nahe zu bringen, so wird die Gewohnheit bald die Furcht überwinden. Alle diese Bemühungen werden jedoch fruchtlos seyn, wenn sich unter den Umgebungen der Kinder furchtsame Personen befinden, die unbesonnen genug sind, ihre Schwäche in ihrer Gegenwart zu äußern. Nichts theilt sich leichter mit als Furcht, eben darum muß man selbst sich ganz frei davon zeigen und z. B. während eines Gewitters, sein Wohlgefallen an

dem herrlichen Anblick äußern und in tiefer Dunkelheit eben so heiter und unbefangen mit den Kindern plaudern als am Tage, wenn man sie wirklich davor bewahren will.

Eben so würden, wenn man Kindern die im Leben so nöthige Festigkeit geben will, Schmerz und Leid mit Ruhe zu ertragen, bloße Vorschriften ohne Beispiel nichts fruchten; ihnen aber, wenn sie leiden, kein Bedauern zu zeigen, möchte wohl theils einem Mutterherzen zu schwer seyn, theils auch nicht einmal die beabsichtigte Wirkung haben, sondern nur sie erbittern, oder so gefühllos für Andere machen, als man sich gegen sie gezeigt. Gegen Winseln und Wehklagen bleibe man kalt; leiden sie aber ganz oder fast ohne Klage, so lobe man sie deshalb und zeige sein Mitleid unverholen. Bei ganz kleinen Kindern jedoch, mit denen noch nicht vernünftig zu sprechen ist, thut man recht wohl, wenn sie fallen, nicht erschrocken zu scheinen, sondern wo möglich darüber zu lachen und die Sache so leicht zu nehmen, als man nur kann: man bringt sie zugleich dadurch leichter über Schreck und Schmerz hinaus, da sie, besonders wenn sie

Blut scheu, sich das Uebel viel schrecklicher denken, als es wirklich ist.

Manche schwache zärtliche Mutter fürchtet durch festes Versagen schädlicher Dinge, oder durch Bestrafung ihrer Kinder die Liebe derselben zu verscherzen, oder glaubt wenigstens, daß Furcht nicht mit Vertrauen zugleich bestehen könne. Aber weit gefehlt, daß dem also sey, sind vielmehr Furcht und Liebe in dem kindlichen Gemüthe unzertrennlich; es versteht sich, daß hier nicht von knechtischer Furcht oder Zittern vor Mißhandlungen die Rede seyn kann, zu denen üble Laune oder Ungeduld verleiten. Das Gefühl des Rechts ist dem Menschen so natürlich, daß jedes Kind es gar wohl weiß: ob es verdienter oder unverdienterweise bestraft worden. Uebrigens wird man bei gutgearteten Kindern, die von der Wiege an richtig geleitet wurden, derselben fast nicht bedürfen; die meisten Fehler, die nur durch wiederholte Strafen herauszubringen sind, wurden den Kindern erst durch Vernachlässigung oder verkehrte Behandlung in den ersten Jahren gegeben.

Auch der oft verfochtene Grundsatz, erst wenn

die Vernunft der Kinder zu dämmern beginne, könne man Gehorsam von ihnen verlangen, taugt gar nichts in der Ausübung, Gehorsam ist gerade das erste, was den Kindern eingeprägt werden muß. Kaum dürfen sie eine Ahnung davon haben, daß es möglich sei, das Ge- oder Verbot der Eltern zu überschreiten, aber eben darum dürfen diese Verbote nicht zu häufig seyn, und sich nicht bis auf unschädliche Dinge erstrecken. Bei kleinen Kindern ist auch nicht einmal eine Erklärung nöthig, warum man eben diese oder jene Sache von ihnen verlangt, der Wille des Vaters und der Mutter muß ihnen unbedingtes, höchstes Gesetz seyn. Sind sie erst groß genug, um Gründe zu verstehen, so gebe man sie ihnen an, gestatte ihnen auch wohl zuweilen Fragen darüber, wenn sie es nicht recht gefaßt haben und belehre sie, doch nicht im Augenblicke des Verbots, dies würde nur ein unleidliches Räsoniren und Capituliren von ihrer Seite zur Folge haben; sondern man thue es später, um sie nicht zu gewöhnen, erst viel zu fragen, wenn ihnen etwas geheißen worden. Dieser blinde Gehorsam ist übrigens nicht schwer von

Kindern zu erlangen, denen man Liebe und Ehrfurcht eingeflößt; bei lebhaften oder von Natur herrischen Charakteren wird er selten sich auch bis auf die Zeit erstrecken, wo sie sich unbemerkt glauben. Im Gegentheil werden diese sich gegen alle diejenigen, die ihnen nicht jene heilsame Furcht einflößen, nur desto ausgelassener betragen; man darf daher solche nicht eine Stunde ganz unbeobachtet lassen, und wenn man nicht selbst um sie seyn kann, sie nur Leuten anvertrauen, auf deren verständiges Benehmen und Wahrheitsliebe man sich ganz verlassen kann. Dabei gewöhne die Mutter ihre Kinder, ihr von selbst über den Verlauf der außer ihrer Gegenwart zugebrachten Stunden aufrichtigen Bericht abzustatten; nur hüte man sich ja, daß dies nicht in gemeine Klätscherei ausarte oder die Kinder sich dabei an Unwahrheiten gewöhnen. Beides, besonders das erste, wird unfehlbar geschehen, wenn die Mutter neugierig ist, und gern von den Angelegenheiten Anderer unterrichtet seyn will. Nahrung für diese Schwäche wird sie in den hinterbrachten Nachrichten der Kinder genug finden; denn diese bemerken jede Schwäche nur zu leicht, keine aber eher als diese.

Manche halten dafür, man müsse Kinder, die freiwillig einen begangenen Fehler gestehen, nicht nur nicht bestrafen, sondern sie sogar loben; dies möchte jedoch nicht unbedingt zu empfehlen seyn, und leicht zu dem falschen Wahne führen, daß alles erlaubt sey, nur müsse man es aufrichtig gestehen. Allerdings lobe man ihre Aufrichtigkeit, wie sie es verdient, erlasse ihnen aber bei geringeren Fehlern den Verweis, und bei großen selbst die etwanige Strafe nicht ganz, nur freilich beides unendlich gelinder, als wenn man die Sache auf andre Weise als durch ihr Geständniß erfahren. Besonders streng aber sey man, wo sie Anfangs die Sache geleugnet.

Das Gefühl der Liebe und Ehrfurcht, der Dankbarkeit und des Gehorsams, muß übrigens den Kindern nicht blos gegen ihre Eltern, sondern auch gegen alle diejenigen erhalten werden, die sie unterrichten oder auf andere Weise ihr Wohl befördern. Hat man Ursache über irgend einen der Lehrer Klage zu führen, so geschehe dies wenigstens nicht so, daß die Kinder es gewahr werden können. Man übertrage keinen Theil des Un=

terrichts, wie gering er auch sey, Leuten, die nicht wenigstens einige Achtung einzuflößen im Stande sind, da der Grad der Ehrerbietung, den die Kinder für dieselben empfinden, von einem nicht zu berechnenden Einfluß ist.

Bei Kindern, in denen so das Gefühl des dankbar ehrerbietigen Gehorsams genährt worden, bedarf es nichts anders zur Erweckung des religiösen Gefühls, als ihnen den Namen Gottes bei der ersten bedeutenden Gelegenheit, die sich darbieten wird, zu nennen, da jenes Gefühl schon Religion ist. Wo dasselbe hingegen nicht herrscht, mag man immerhin die Kinder Gebete lernen und hersagen und sie von frühster Kindheit in der Religion unterrichten lassen, fromm uud gottesfürchtig werden sie darum nicht werden. Damit will ich jedoch keinesweges der oft verfochtenen Meinung beitreten, als müsse man Kinder nicht beten lassen, weil sie es nicht verstünden ꝛc. Ein Kind, das nur auf die nächsten und gröbsten Genüsse, als Essen und Trinken bedacht ist, und weder Anlagen des Geistes noch des Herzens verräth, das freilich kann nicht beten, es ist noch ganz Thier, es wird auch

vielleicht nie etwas anders lernen, als Gebete her=plappern; ein gutgeartetes und gutgeleitetes Kind aber fühlt und versteht ganz gewiß das Gebet, das seine Mutter ihm vorsagt, wenn es aus we=nigen einfachen Worten besteht. Selbst unter un=sern schönen Kirchenliedern sind gar viele, die ein ziemlich kleines Kind mit Beihülfe der Mutter recht wohl verstehen kann, mit der Erklärung des Katechismus hingegen kann man schon eher war=ten, zumal wenn die Ausübung ihr vorangegan=gen ist. Einem Kinde, das zum Gehorsam gegen seine Eltern gewöhnt ist, Liebe gegen sie und seine nächsten Umgebungen hegt und gelernt hat, das Eigenthum Anderer zu achten, einem solchen wird man leicht, sobald seine Vernunft sich genug ent=wickelt, die Pflichten unserer Religion nicht allein begreiflich, sondern auch lieb machen, wenn man ihm das Beispiel ihrer Erfüllung vor Augen ge=stellt hat, das auch hier, wie überall, in der Er=ziehung die Hauptsache ist.

Mit dem eigentlichen Lernen überhaupt möchte es wohl gerathen seyn, sich nicht zu übereilen, und den Wunsch danach, den man freilich zu er=

wecken wissen muß, erst recht lebhaft werden zu lassen. So ist z. B. nichts leichter als den Wunsch lesen zu lernen, zu erwecken. Man braucht den Kindern nur Geschichten zu erzählen, was alle gern hören, dann aber ihr Verlangen danach nicht immer befriedigen, sondern sie damit hinhalten, daß man erst welche lesen müsse. Mangel an Zeit hindert dann am Lesen, und so wird gewiß in dem Kinde die Lust erwachen, sich selbst zu helfen, wenn der Nachahmungstrieb nicht schon früher diese Lust erzeugt hat. Sobald nun aber angefangen worden, den Kindern wirklich Unterricht zu ertheilen, so dulde man nicht, daß dieser, er sey so viel oder so wenig es wolle, lässig getrieben werde; damit dies aber möglich sey, darf ihnen natürlich nicht vielerlei gelehrt werden und die Zeit des Unterrichts nicht zu lange dauern, weil dieses bei gewöhnlichen Kindern nur Langeweile und Ueberdruß zur Folge haben und somit den Zweck ganz verfehlen würde; bei vorzüglich lebhaften und begabten Kindern aber, deren Aufmerksamkeit ein geschickter Lehrer leicht auf lange Zeit fesseln könnte, würde es nachtheilig auf den zarten Körper wirken.

Wenn ich übrigens vor dem frühen Unterrichte warne, so heißt das nicht, daß man die Kinder unbeschäftigt lassen soll. Ganz im Gegentheil muß man das Kind, so wie es anfängt die Dinge um sich her zu beachten und danach zu greifen, sich mit irgend einer Spielerei beschäftigen lassen, so lange es nicht schläft. Es braucht hierzu gar keiner Künsteleien; ein glattes, kurzes Stäbchen, mit dem es auf den Tisch schlägt, dient ihm oft auf lange Zeit statt aller Unterhaltung. Ueberhaupt sind viele künstliche Spielsachen für Kinder gar nicht zu empfehlen, diejenigen besonders, die von der täppischen Berührung des Kindes zerbrechen würden, nutzen ihm zu nichts, und will man dem Zerbrechen entgehen und zeigt sie ihm nur von weitem, indem man sie selbst in Bewegung setzt, so ist das noch weit schlimmer, da es auf die Entwickelung des Kindes höchst nachtheilig wirkt, es durch bloßes Schauen zu vergnügen, während es ganz müßig dabei sitzt. Also keine allzuzerbrechlichen Spielsachen und nur solche, mit denen es selbst etwas vornehmen kann.

Bei kleinen Mädchen besonders bietet die

Puppe, das Einschläfern, das An- und Auskleiden derselben gar lange ein treffliches Mittel wider die Langeweile und den Müßiggang, diese argen Gäste, dar, denen man auf alle Weise entgehen muß. Auch das Strickzeug und die Näthe-rei können, so früh man will, vorgenommen werden, nur freilich muß man die Kinder nicht dazu zwingen, sondern ihnen Lust dazu machen. Der Puppe eine Schürze, ein Halstuch, ein Kleid zu nähen, dem Vater oder sonst einem von der Familie zu Weihnachten oder zum Geburtstage ein Paar Strumpfbänder zu stricken, mit einfachem Tapisseriestich zu nähen oder dergl. ist in der Regel schon Sporn genug und läßt sich von sehr kleinen, oft 3 bis 4jährigen Mädchen erwarten, wenn man sich die Mühe nicht verdrießen läßt, es ihnen zu zeigen und immer nachzuhelfen, wo es nicht recht gehen will. Welchen Vortheil aber eine solche halbe oder ganze Stunde täglich in nützlich-ruhiger Beschäftigung hingebracht, für die Sittlichkeit des Kindes hat, ist nicht zu berechnen, selbst ohne das Gefühl, etwas zu thun und anhaltend zu thun, um Andern Freude zu machen,

mit in Anschlag zu bringen. Dergleichen Arbeiten dürfen jedoch nie von der Art seyn, daß sie die Geduld und Ausdauer der Kinder auf eine zu harte Probe setzen, noch auch so, daß es eine geübtere Hand erforderte, sie gut oder wenigstens leidlich zu machen. Von frühester Kindheit muß das Mädchen gewöhnt werden, nach einem gewissen Grade von Schönheit und Vollendung in dem, was sie verfertigt, zu streben, dies ist aber ohne die sorgsamste Aufsicht nicht möglich.

Ein vortreffliches Hülfsmittel zur Unterhaltung und Belehrung der Kinder sind Bilderbücher; doch nicht etwa solche naturhistorische, die mit größter Genauigkeit die kleinsten, oft kaum merklichen Unterscheidungsmerkmale angeben. Dem kleinen Kinde ist jeder Fisch ein Fisch, jeder Vogel ein Vogel, und selbst dann, wenn dieser Begriff recht festgesetzt ist, gebe man ihm nur diejenigen, die sie durch eine besonders auffallende Bildung auszeichnen, mit ihrem besondern Namen an, was allenfalls, sobald sie erst ziemlich deutlich sprechen, noch in einer andern Sprache, außer der deutschen, geschehen kann, um ihr Or-

gan früh zu bilden und an ausländische Töne zu gewöhnen, wenn sie nämlich überhaupt außer ihrer Muttersprache noch eine lernen sollen, was doch jetzt unter den gebildeten Ständen ziemlich allgemein anzurühmen ist. Unterhaltender und belehrender sind jedoch Bilderbücher mit Personen, wobei sich entweder erklärende Geschichten befinden, oder die jede Mutter, die sich gern mit ihren Kindern beschäftigt, leicht wird ersinnen können, da hierzu wenig Erfindungskraft gehört. Später ließe sich eine gute Bilderbibel an diese reihen, d. h. das alte Testament; denn die Ereignisse des neuen sind zu ernst und hoch, um den Kindern gleichsam spielend zu einer Zeit beigebracht zu werden, wo sie noch ganz unfähig sind, dieselben zu fassen. Alle jene Dinge gehören noch gar nicht zum eigentlichen Unterricht, und jede Mutter ohne Unterschied kann sich auf diese Weise mit ihren Kindern beschäftigen und wird, wenn sie auch den Unterricht, selbst den ersten, Fremden überläßt, dadurch wohlthätig auf die Entwickelung ihres Geistes einwirken.

In den ersten Jahren des Unterrichts beson=

ders hüte man sich, mehr als eine Sache auf einmal anzufangen, Lesen und Schreiben abgerechnet, das Hand in Hand gehen muß und stets zugleich angefangen werden kann; denn ein Kind, das noch zu schwach ist, die Feder zu führen, darf auch mit dem Lesen noch nicht angestrengt werden. Sowohl dieses jedoch als alles andre, was schon in frühester Jugend angefangen werden kann und meistens wird, als: Zeichnen, Musik, Sprachen u. s. w. treibe man so lange täglich und mit großem Eifer, bis das Kind die ersten Schwierigkeiten glücklich überwunden und die Freude an der Sache erwacht ist, die auf diesem Wege bei einem nicht ganz ohne Anlagen gebornen Kinde nothwendig erwachen muß. Das Lesen und Schreiben pflegt man allgemein, so wie es einmal angefangen ist, täglich vorzunehmen, beim Zeichnen aber, so wie bei Erlernung eines Instruments oder einer Sprache, besonders wenn es eine lebende ist, glaubt man, es sey mit zwei Stunden oder in seltenen Fällen drei Stunden wöchentlich schon genug. Wird nun noch öfters eine von beiden versäumt, so quält sich das Kind, wenn es

nicht ausgezeichnetes Talent oder besondere Nachhülfe von der Mutter oder den ältern Geschwistern hat, oft so lange ehe es nur über die trocknen Anfangsgründe hinwegkommt, daß es darüber alle Lust verliert und man zuletzt die Sache aufgiebt, weil man fälschlich glaubt, es fehle ihm an Anlagen dazu. Freilich kann man von einem sehr jungen Kinde nicht erwarten, daß es alle diese Dinge zugleich mit Eifer treibe und täglich eine oder zwei Stunden darauf verwenden soll, es würde bald physisch darüber zu Grunde gehen; aber eben darum solle auch nur eins auf einmal vorgenommen werden. War z. B. Lesen und Schreiben das erste, was man ihm lehrt, was gewöhnlich zu seyn pflegt, und im Allgemeinen auch wohl das Passendste seyn möchte, obwohl es eben nicht unbedingt nothwendig ist, so fange man nichts anders an, bis das Kind mit hinreichender Leichtigkeit liest, um sich allein daran zu vergnügen, und es das ihm Vorgesagte nachzuschreiben fähig ist, wenn gleich mit Fehlern. Bei Sprachen nicht eher eine andere, bis es von der ersten die Hauptregeln der Grammatik, (aber auch nur

diese, die tiefern versteht ein Kind noch nicht), inne hat und mit Leichtigkeit sowohl aus derselben in's Deutsche, als aus dem Deutschen in dieselbe übersetzt. Bei der Musik gleich Anfangs eine Stunde täglich Unterricht, und sobald das Kind fähig ist, sich allein zu üben, geschehe dies noch täglich wenigstens eine halbe Stunde. Erst wenn es mit Leichtigkeit die Noten liest und Vergnügen am Spiel findet, kann man den Unterricht auf die gewöhnlichen zwei Stunden wöchentlich beschränken, um noch etwas anderes anzufangen; das tägliche Ueben darf jedoch niemals unterbleiben. Ungefähr auf gleiche Weise verfahre man mit dem Zeichnen ꝛc.; nur das Rechnen kann früh und zwar so viel oder wenig man will, immer gleichzeitig mit anderm Unterricht fortgehen. Das Kopfrechnen schließt sich unmittelbar an das Zählenlernen an, nur muß man freilich bei sehr kleinen Kindern nicht gleich mit dem Einmaleins anfangen, sondern sie erst einige Geläufigkeit im Zu- und Abzählen (Addiren und Subtrahiren) erlangen lassen.

Auf diesem Wege wird das Kind im zehnten

Jahre, ohne daß man es im geringsten angestrengt, gewiß weiter seyn, als wenn es vom fünften oder sechsten Jahre an mit Unterricht überladen worden wäre, und was die Hauptsache ist, es hat keinen Widerwillen vor dem Lernen bekommen, vorausgesetzt, daß man so glücklich war, für jedes Einzelne Lehrer zu finden, die in demselben Geiste unterrichteten, d. h. ruhig vorwärts schritten, ohne sich zu übereilen und nur allmählig von dem Leichteren zum Schwereren übergingen.

Von dem übrigen wissenschaftlichen Unterricht, als Geschichte, Geographie rc. sage ich nichts, weil dieser, zu früh angefangen, zu nichts nutzt, als allenfalls den Kopf des Kindes mit Namen zu füllen, die es allerdings einmal wissen muß, von denen es aber einen Theil schon gesprächsweise lernen kann; denn was man ihm vor dem zehnten Jahre mit Mühe davon eingetrichtert, wird es unfehlbar im zwölften oder dreizehnten wieder vergessen haben. Ueberdies ist die Zeit der Mädchen, die sich außer den oben angeführten Dingen noch mit Handarbeiten beschäftigen, hinreichend besetzt, und wenn ihr Gedächtniß, als die Kraft,

die im frühern Kindesalter vorzüglich geübt werden muß, nicht unthätig geblieben, so werden sie alles, was ihnen hiervon nöthig, vom zehnten oder zwölften Jahre an mit geringer Mühe erlernen. Naturgeschichte und Botanik kann man schon eher ein wenig früher anfangen, weil man hier den Kindern das, wovon die Rede ist, entweder wirklich oder doch im Bilde vor die Augen stellen kann.

Jener Gang des Unterrichts ist übrigens in einer öffentlichen Schule nicht wohl möglich; auch pflegt man ziemlich allgemein für kleine Kinder den Privatunterricht vorzuziehen; nur darf die Mutter, auch wenn sie nicht selbst im Stande ist, ihm vorzustehen, sich die Mühe nicht verdrießen lassen, stets aufs genaueste darüber zu wachen. Je sorgfältiger sie hierin, wie überhaupt in allem ist, was das Wohl ihrer Kinder betrifft, je gewisser kann sie darauf rechnen, Freude zu erleben und das unbedingte Vertrauen derer zu besitzen, die ihrem Herzen am nächsten stehen.

Bei dem Verleger dieses ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Gesundheitsfreund der Damen, oder: Mittel, die Schönheit derselben in ihrem völligen Glanze zu erhalten. Aus dem Französischen der 2ten Ausgabe übersetzt von einem deutschen Arzte. 1822. 8. 16 gGr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Wenn in Paris die erste Auflage dieses nützlichen Werkes so schnell vergriffen wurde, daß die zweite fast unmittelbar darauf folgen mußte, so läßt sich erwarten, daß die deutschen Damen dasselbe nicht minder nützlich finden werden. Ohne Charlatanerie und ohne Geheimmittel lehrt der Verfasser die Gesundheit, als die einzige wahre Quelle aller dauerhaften Schönheit, bis ins späteste Alter zu erhalten. Die leichtfaßlichen Vorschriften sind in einer gebildeten Sprache vorgetragen und werden den Schönen eben so viel Vergnügen als Belehrung gewähren.

Huth's, Friedr. Wilh., (Gräfl. Stolb. Roßl. Mundkochs) Handbuch der Kochkunst, sowohl für bürgerliche Haushaltungen als für Feinzüngler. Eine auf vieljährige Erfahrungen gegründete, nach Maaß, Zahl, Gewicht und Zeit genau bestimmte Anleitung, alle Arten von Speisen und Getränken gesund, nahrhaft und wohlschmeckend zuzubereiten, nach Verschiedenheit der Mahlzeiten und besondern Veranlassungen auszuwählen und sie nach einer beigefügten Abbildung aufzusetzen

und zu serviren. Für Frauen und Jungfrauen, die sich des Hauswesens selbst annehmen, für angehende Köche und Gasthalter in Städten und auf dem Lande. Nebst einem vollständigen Register, worin zugleich die vorzüglichsten Kunstausdrücke der Kochkunst erklärt sind. 1825. 8. in Umschlag geheftet 20 gGr. oder 1 Fl. 30 Kr.

Der Fehler der mehresten Kochbücher ist, daß sie entweder von Schriftstellern herrühren, die nicht kochen, oder von Köchen, die nicht verständlich schreiben konnten. Dadurch, daß sich bei vorstehendem ein anerkannt tüchtiger Koch mit einem ganz vorzüglichen Stylisten vereinigt hat, ist außer vielen andern Vorzügen auch der entstanden, daß unbeschadet der Deutlichkeit das Ganze der Kochkunst vollständig und bequem auf 27 Bogen gebracht, und es folglich für einen Preis geliefert werden konnte, welcher von dem andrer weit minder reichhaltiger und vorzüglicher Kochbücher um das Doppelte und Dreifache überstiegen wird. Die große schon vorhandene Menge derselben konnte den Verfasser nicht von der Herausgabe des seinigen zurückschrecken. Er kennt sie alle und weiß, daß die mehresten nichts als die Produkte der Speculation und ohne alle Sachkenntniß abgefaßt sind. Alles, was er lehrt, ist streng geprüft, und jede Hausfrau kann mit Sicherheit darauf rechnen, daß nichts, was sie nach seinen Vorschriften macht, mißlingen werde. Das ganz vollständige Register und die selbigem einverleibte Erklärung der Kunstausdrücke sind besondere Vorzüge, welche den Gebrauch dieses Werkes ungemein erleichtern.

Lebeaud, Dr. M., der Geburtshelfer auf dem Lande, oder Unterricht für Hebammen bei Ausübung ihrer Berufspflichten, worinnen ihnen die ersten Grundsätze der Entbindungskunst, die Art und Weise der natürlichen Geburt und ihrer Erkennungsmerkmale, die Behandlung der Wöchnerinnen und der Neugebornen rc. rc. nach Baudeloque und den besten übrigen Geburtshelfern vorgetragen werden. Sowohl für Hebammen, als auch insbesondere für gebildete Frauen, die durch Wegräumung von Vorurtheilen und nur noch zu häufig vorkommender zweckwidriger Verfahrungsart, so wie durch Verbreitung vernünftiger naturgemäßer Grundsätze unendlich viel Gutes stiften wollen. Deutsch bearbeitet von Dr. G. A. Emsmann. 1826. 8. 16 gGr. oder 1 Fl. 12 Kr.

Der berühmte und unvergeßliche Baudeloque, den Napoleon zum ersten Geburtshelfer bei der Kaiserin Marie Louise erhob, ist der Begründer dieser nützlichen Schrift. Ihre neueren Bearbeiter, Lebeaud und Emsmann, waren nur bemühet, sie mit den neueren Erfahrungen zu bereichern, sie so vollständig zu ergänzen, daß kein Fall denkbar ist, wo ihr Rath nicht die beste Aushülfe böte und ihr dabei eine so klare und deutliche Darstellung zu geben, daß sie von jeder Leserin ohne viele Mühe leicht verstanden werden kann.

Fig 1.
a
2.
e
b
3.
4.
5.
5.
8.
9.
f
f
d
a
c
c
b
b
a

13.
b
13.
b
14.
15.
b
16.
17.
c
c
a
18.
19.

Leidenfrost, Charlotte

Die junge Hausfrau vor der Toilette, am Näh- und Putzmachertisch, als Wirthschafterin und Bewirtherin ein Taschenbuch ...

Ilmenau 1827

Techn. 2057 q#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb00016143-2